C III 11
35

C III 11/35

Landes-
bibliothek
Coburg

Von Friedrich Albrecht
Anton Meyer.

C IIII.

5110.

Dramen,

kleine Romane

und

prosaische Rhapsodien.

Ein Beytrag

zu

den Unterhaltungen

für die Lesewelt.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung.
1790.

H. S. BIBLIOTHEK COBURG

Celui qui n'a égard, en écrivant, qu'au goût de son siecle, songe plus à sa personne qu'à ses écrits; il faut toujours tendre à la perfection, et alors cette justice qui nous est quelquefois refusée par nos contemporains, la postérité sçait nous la rendre.

La Bruyere.

Sr. Wohlgebohren

dem

Herrn Rath und Bibliothekar

Reichard

in Gotha;

übergiebt

diese Bogen

als ein Zeichen seiner Hochachtung

der Verfasser.

Vorrede.

Wäre ich ein bekannter beliebter Schriftsteller, wüßte ich gewiß, daß meine Arbeiten untadelhaft oder nur von den gröbsten Fehlern frey wären, so könnte ich sie für sich selbst sprechen und ihre öffentliche Erscheinung durch ihren innern Werth vertheidigen lassen; da ich das aber nicht bin, rede ich für sie, und dieß um so mehr, da mir ihre Mängel gewiß bekannt sind, und ich diese zu vertuschen nicht im Sinne habe. Zwar könnte ich dieß unterlassen, und meine Tadler erwarten; aber nicht je-

der vermag wie Apelles die Kunstrichter zu lenken, ihren Rath anzuwenden, sein Bild zu verbessern. Der Schriftsteller, der sich von Fehlern nicht frey weiß, darf das »ne sutor ultra crepidam,« selbst dem unbefugten Kritiker nicht immer zurufen, um nicht die Achtung des größern Publikums durch Streitigkeiten zu verlieren, das größtentheils den Recht behalten läßt, der zuerst den Streit anhub. Im Stillen muß er, wie la Bruyere sagt, an seiner Vervollkommung arbeiten, und dann ruhig erwarten, ob man ihn schätzt oder verachtet; ob man ihn bemerkt, oder im Wirbel andrer Schriftsteller aus den Augen verliert, und ob man nie oder vielleicht erst nach Jahren, vielleicht erst nach seinem Tode seinen Werth oder Unwerth zu bestimmen anfängt. Nur in diesem letztern Fall bitte ich die posterité

auf dem Titelmotto auf diese Arbeiten anzuwenden. Niemand fühlt mehr seine Unvollkommenheit, niemand wünscht in der Folge vollkommner zu werden, als ich. Daher war es nicht mein Stolz, der la Bruyere's Worte zum Motto wählte, es war mein Gefühl von jetziger Unvollkommenheit, mein Streben mehr Fortschritte auf der betretnen Bahn in der Folge zu machen.

Der Zweck, warum ich meine Aufsätze sammlete und hier zusammen gestellt dem Publikum vorlege, ist nicht die Absicht als Autor zu prahlen. Dieß Vergnügen ist mir in einer andern Wissenschaft so neu eben nicht, daß ich nach seinem Besitz zu geizen brauchte. Nein, es ist ein Gefühl von Dankbarkeit gegen die holde Begleiterinn meiner Erholungsstunden, der ich nur verstohlen zu Zeiten ein Opfer bringen darf, da andre Bestim-

mung und Geschäfte mich von ihrem Altare zurück halten. Es ist gewissermaßen ein Trost über die Spöttereyen, womit viele, die mit mir Eine Bahn betreten, solche Beschäftigungen belegen, für deren Werth sie keinen Sinn haben, da sie nicht Brodt dem Körper, sondern nur dem Geiste neue Nahrung geben, und ihn stärken, die Lagunen zu durchwaten, welche, so lange das höchste Ziel der nützlichsten Kenntnisse Ungewißheit ist, in allen Wissenschaften und am meisten da statt finden, wohin eine Seele, die von den eingeschränkten Begriffen sich etwas losmacht, immer sich verlieren muß. Indeß entschädigt viele diese Unkunde durch ein gewisses Gefühl von Starrsucht, das seinem Besitzer so angenehm ist, wie immer der vollblütigen Somnambüle der magnetische Schlaf. Wohl ihnen also! sie trachteten nach Brod und Ruhe; das

Schicksal gewährte ihrem Körper indianische Vogelnester und Stahlfedern, ihre Seele schläferte längst das mächtige Opiat des Schlendrians und der Routine ein.

Ich komme zu meinen Aufsätzen zurück; ich werde nicht weitläuftig in ihrer Beurtheilung seyn. Die erste und dritte Komödie sind vielleicht als Nachspiele brauchbar; der Regulus ist Fragment, unbrauchbar für die Bühne, uninteressant für den Leser. Man betrachte ihn als Skizze, vielleicht ist er dann in einigen Stellen nicht ganz unleidlich. Ihn völlig auszuarbeiten verhinderte mich Muße; ihn zu verwerfen, eine gewisse Vorliebe zum Sujet des Stücks.

Von den übersetzten Stücken sage ich nichts; ihre Verfasser reden für sie. Frentz ist Fragment, das ich vielleicht mit der Zeit fortsetze, oder wenn man will,

stille Anfrage, ob ich ihn fortsetzen soll; den Rest überlasse ich seinem Schicksal, so wie fürs künftige meine Arbeiten in diesem Fach der Muße.

So wandelt dann ruhig euren Weg, geliebte Blätter! Solltet ihr hie und da Freunde finden, hie und da jemanden aufheitern, so ist mein Zweck erreicht, und ich bin zufrieden. Der Tadel, der auf euren unbekannten Verfasser zurück fällt, kränkt ihn nicht, er ist darauf vorbereitet, und nie wird er Ursache haben, die Stunden zu bereuen, die er auf euch verwandte, da ihr ihm schon vorher durch euch selbst hinlänglich lohntet. Im May 1789.

I.

Dramen.

I.

Ein Prophet gilt nirgends weniger als in seinem Vaterlande.

Posse

in Einem Akte.

Nach Holberg.

Loripedem rectus derideat, Aethiopem albus! —

Juvenalis.

Personen.

Westphal, Leibchirurgus.
Madam Westphal, seine Mutter.
Gilbert, ein Apotheker.
Gotthard, sein Schwager, ein Kaufmann.
Leonore, seine Tochter.
Doctor Leonhard, ein junger Arzt.
Lisette, Leonorens Mädchen.
Heinrich, sein Bedienter.
Ein Notarius.
Ein Apothekerlehrpursche.

Die Handlung ist in der Residenz eines kleinen deutschen Fürsten.

Der Schauplaz, ein Zimmer mit mehrern Thüren im Hause des Apothekers.

Erster Auftritt.

Heinrich. Lisette.

Heinrich.

Guten Morgen, Lisette, ist deine Mamsell schon aufgestanden?

Lisette. Schon långst. Aber weswegen frågst du darnach?

Heinrich. Mein Herr möchte es gerne wissen, weil er einen Besuch bey ihr abstatten will.

Lisette. Er will einen Besuch bey ihr abstatten?

Heinrich. Er selbst in eigner Person; scheint dir das so wunderbar?

Lisette. Jetzt freylich. Vor vier Wochen aber nicht sehr.

Heinrich. Warum denn eben jetzt, und nicht auch vor vier Wochen?

Lisette. Vor vierzehn Tagen bekam der junge Westphal das Patent als Leibchirurgus unsers Fürsten.

Heinrich. Und was hat denn sein Patent für Verbindung mit meines Herrn Besuch?

Lisette. Weiter keine, als daß seit eben der Zeit Demoisell Eleonore Gilbert, meine Gebieterinn, mit des Herrn Leibchirurgus Westphal Wohlgebohren versprochen ist.

Heinrich. Nun wahrhaftig, die Verbindung ist stark genug. Was wird mein armer Herr sagen, wenn ich ihm das wieder erzähle? Ich muß doch gleich zu ihm gehn. Aber mich dünkt, ich sehe ihn kommen.

Zweiter Auftritt.

Doctor Leonhard. Vorige.

Leonhard. Heinrich, mit wem sprichst du da?

Heinrich. Mit dem Kammermädchen der Demoisell Gilbert.

Leonhard. Kann man Ihre Mamsell zu sehn bekommen, liebe Jungfer?

Lisette. Ich will zusehn, Herr Doctor. (Will gehn.)

Leonhard. Warte Sie doch noch einen Augenblick, liebe Jungfer. Eben höre ich, Ihre Mamsell sey schon vor vierzehn Tagen mit dem Leibchirurgus Westphal versprochen worden. Kann Sie mir nicht sagen, ob etwas wahres an der Sache ist?

Lisette. Leider ist es nur zu wahr.

Leonhard. Wie? — — O wie unglücklich bin ich nicht! Schon seit einem Jahr liebe ich Demoisell Gilbert von ganzem Herzen, aber meiner schlechten Glücksumstände wegen, habe ich es bis jetzt noch nicht gewagt, ihr meine Liebe zu erklären. Gestern bekam ich endlich die Nachricht von einer mir zugefallenen Erbschaft, und heute wollte ich = = =

Lisette. Herr Doctor, in Liebesange-

legenheiten muß man nie länger als vier Wochen zaudern, und Sie warten nun vollends ein ganzes, liebes, langes Jahr, Gott behüte und bewahre!

Leonhard. Aber liebe Lisette, ist denn mein Nebenbuhler so liebenswürdig, daß Herr Gilbert so sehr eilen will?

Lisette. Liebenswürdig nun wohl eben nicht, aber erstaunlich aufgeklärt: die Jesuiten, den Magnetismus, die geheimen Gesellschaften, die Berliner Monatsschrift, die deutsche Union, alles das führt er beständig im Munde. Ja dieser Dinge wegen hat er der Mamsell noch nicht einmal seine Liebe erklärt.

Leonhard. Wie, dieser Dinge wegen?

Lisette. Ja, denn so oft er herkam, um von seiner Liebe mit ihr zu sprechen, gerieth er gewöhnlich auf eine seiner Lieblingsmaterien, worin er sich denn die meiste Zeit so sehr vertiefte, daß er Liebe, Heirath und alles übrige vergaß.

Leonhard. O nun bekomme ich

wieder

wieder Muth. Aber liebt denn Leonore den Leibchirurgus?

Lisette. Ob sie ihn liebt? Er ist ihr unausstehlich.

Leonhard. Wenn ich nur erst die Mamsell gesprochen hätte, und wenigstens wüßte, wie sie meine Liebe aufnähme.

Heinrich. Ja, ja, lieber Herr, da kommen Sie jetzt mit Ihrem Denken zu spät. Aber Sie können Ihr Glück wenigstens versuchen, denn da kömmt die Mamsell her.

Dritter Auftritt.

Leonore. Vorige.

Leonhard (vor sich.) Ich bin so verwirrt. Ich glaube, ich werde kein Wort vorbringen können. Fast möcht' ich gehn.

Leonore. Was hast du denn hier zu schwatzen, Lisette? Ich suche dich schon seit einer halben Stunde! — Ey, gehor-

same Dienerinn, Herr Doctor! Sie wollen gewiß zu meinem Vater?

Leonhard. Das eigentlich jetzt nicht, Mademoiselle. Eigentlich kam ich her, um mit Ihnen zu reden, aber ein gewisser Umstand, den ich eben erfuhr, ist mir so unangenehm und unerwartet, daß — daß ich mich Ihnen gehorsamst empfehlen muß.

(Geht ab, Heinrich folgt ihm.)

Vierter Auftritt.

Leonore. Lisette.

Leonore. Er will mich besuchen, und ein gewisser Umstand, den er eben erfährt, macht, daß er sich sogleich wieder entfernt? — Weißt du um diesen fatalen Umstand, Lisette?

Lisette. Eben wollte er seine Liebe Ihnen erklären, deswegen kam er hierher. Er fragte, ob Ihre Versprechung mit dem jungen Westphal wirklich vor sich gegangen

wäre, und da ich ihm dieß bejahte, ging er weg, weil er glaubte, hier überflüßig zu seyn.

Leonore. Glaubt er das? (Seufzt.)

Lisette. Ja er glaubt es. (Macht es ihr nach.)

Leonore. Dummes Ding, warum seufzest du?

Lisette (einfältig.) Weil Sie seufzen!

Leonore. Aber warum hat er nicht eher seine Liebe erklärt, als heute? Warum hat er doch so etwas geglaubt! (Seufzt tief.)

Lisette. Aber mein Gott! Was liegt denn Ihnen daran, was er geglaubt oder nicht geglaubt hat?

Leonore Mir? — — Mich wundert, wie ich dein albernes Geschwätz noch so lange habe anhören können. — Komm mit mir hinein, Lisette, ich habe allerley für dich zu thun.

(Beide gehn ab.)

Fünfter Auftritt.

Madam Westphal.

(Ruft, da sie eintritt, in die Szene zurück.)

Sag Er nur seinem Herrn, daß ich hier bin, guter Freund, ich will schon so lange warten. — — Das ist doch sonderbar mit meinem Sohn. Schon seit vierzehn Tagen hat er mir versprochen, mit Demoisell Gilbert von seiner Liebe zu reden, und immer, wenn er wieder nach Hause kommt, und ich frage ihn: nun, mein lieber Sohn, wie ists? so antwortet er immer: liebe Mutter, es waren Fremde in der Apotheke, da konnte ich nicht zum Zweck kommen, ich gerieth mit ihnen in ein Gespräch über die Berlinische Monatsschrift und den Magnetismus, und darin verwickelte ich mich so, daß ich an meine Heirath nicht denken konnte. — Heute hat er mir nun endlich versprochen, ein Ende zu machen. Ich will also deswegen nur erst vorher mit Herrn Gilbert das Nöthige abreden.

Sechster Auftritt.

Gilbert. Madam Westphal.

Gilbert (gegen den Ort zu, wo er heraus kömmt.) Hört ihr's Gesellen, daß alles fertig ist, wenn die Doctoren kommen! Sie wollen heute die Apotheke visitiren. — (Kömmt weiter vor.) Ich denke indeß, wenn nur das Goldwasser und die Aquavite gut sind, so werden sie sich um das Uebrige nicht sehr bekümmern. Wenigstens hat der seelige Doctor Herrmann immer auf diese Art meine Apotheke visitirt. Er fragte nur beständig, haben Sie jetzt ein gutes sal volatile Herr Gilbert? Das müssen wir probiren, meine Herren Collegen. Wenn hernach sechs Bouteillen Frontignak ausgetrunken sind, so ist die Visitation vorbey. (Sieht Madam Westphal.) Ah, gehorsamer Diener, Madam Westphal, verzeihen Sie! (Complimente von beiden Seiten.)

Mad. Westph. Ihre Dienerinn, Herr

Gilbert! Ich hätte etwas mit Ihnen zu reden.

Gilbert. Ich weiß schon, wegen der Heirath Ihres Herrn Sohns. Je nun, mir ist alles recht, wenn er nur erst mit meiner Tochter gesprochen hätte. Einen sonderbarern Liebhaber habe ich noch gar nicht gesehn. Da kömmt er alle Tage her, spricht von zehntausenderley Dingen, davon ich nichts verstehe, nur von seiner Heirath, davon doch in jetzigen Zeiten jeder junger Mann, sobald er über achtzehn Jahr alt ist, schon deutlich und vernehmlich reden kann, hat er noch nichts gesagt.

Mad. Westph. Er schweigt hiervon gewiß nicht aus Kaltsinnigkeit. Denn, das kann ich Ihnen sagen, er ist bis zum Sterben in Ihre Mamsell Tochter verliebt.

Gilbert. Warum hält er denn aber nicht um sie an? Sie wissen, ich bin ein Bisgen geradezu und kann die langen Vorreden nicht leiden. Da schwatzt er immer von Doctor Mesmer und Doctor Pichler, und will mir ihre Lebensbeschreibungen

durchaus erzählen. Was gehn sie mich an? Ich danke dem Himmel, daß unser Fürst nicht etwa auf den Einfall geräth, sie herzuberufen, und mit in sein Collegium medicum aufzunehmen. Uebrigens mögen sie meinethalben in der Welt seyn oder nicht.

Mad Westph. Ich habe es meinem Sohn schon oft gesagt, er soll von seinem unnützen Geschwätz ablassen, und er hat mir auch zugeschworen, heute ganz gewiß die Heirath zu Stande zu bringen.

Gilbert. Nun so mag er kommen, meine Tochter soll für ihn zu Hause seyn, er braucht nur nach ihr zu fragen. Ich selbst kann nicht mit ihm sprechen, weil die Apotheke visitirt werden soll. Lassen Sie ihn nur gleich herkommen.

Mad. Westph. Sobald ich ihn sehe, soll er kommen.

(Gilbert geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Leibchirurgus Westphal. Madam Westphal.

Westphal. Ey liebe Mutter, Herr Gilbert geht, da ich komme.

Mad. Westph. Und darüber wunderst du dich, mein Sohn? Glaubst du denn, daß alle Leute das gern hören, was du ihnen beständig vorschnackst? Denkst du, der Magnetismus, die Berliner Monatsschrift, die exegetische, und was weiß ich, was sonst für Gesellschaften, Societäten und Versammlungen, sind für alle Leute so interessant als für dich! Du sollst um die Tochter anhalten, deswegen wirst du ins Haus geschickt, deswegen gebe ich mir alle Mühe, die Leute zufrieden zu sprechen. Es wundert mich gar nicht, wenn deine Aufführung sie verdrüßt, denn du kömmst hier alle Tage her, und verdirbst, statt zur Hauptsache zu kommen, ihnen die Zeit mit deinem unnützen Geschwätz.

Westphal. Liebe Mutter, werden Sie doch nicht so zornig; wenn ich auch von gelehrten Sachen die Leute angenehm unterhalte, so verderbe ich ihnen doch die Zeit nicht durch unnützes Geschwätz. Sie sprachen eben vom Magnetismus. Hören Sie nur, ob ich unnützes Geschwätz mache. Als ich in Strasburg war und den Marquis de Puysegur besuchte : : :

Mad. Westph. Ey was kümmert mich der Magnetismus, Strasburg und der Marquis de Puysegur! Sprich vernünftig von Dingen, wovon du sprechen mußt, oder wenn du das Mädchen nicht haben willst, so sag's geradezu, und damit aufund holla. Aufdringen wird man sie dir nicht; es sind noch mehr Männer in der Stadt, als du!

(Geht ab.)

Achter Auftritt.

Leibchirurgus Westphal. Hernach ein Apothekerpursche.

Westphal. Das ist doch wahr, ein Frauenzimmer ist am leichtesten von allen vernünftigen Wesen zu erzürnen. Aber ich will doch auch noch heute der Sache ein Ende machen. (Apothekerpursche tritt auf.) He, Kaspar, kann ich Seinen Herrn sprechen?

Apothekerpursche. Jetzt wohl nicht gut, weil das Collegium medicum eben die Apotheke visitirt. Mein Herr hat mir aber gesagt, daß ich die Mamsell rufen sollte, wenn Sie kämen.

Westphal. Gut, so thu Er das, ich will so lange warten.

Apothekerpursche. Sehr wohl.

(Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Leonore. Der Leibchirurgus Westphal.

Leonore. Ihre Dienerinn, Herr Leibchirurgus.

Westphal. Gehorsamster Diener, meine liebe Demoisell; ich fürchte, daß ich etwas zur ungelegenen Zeit komme.

Leonore. Warum?

Westphal. Ich höre, daß heute die Apotheke visitirt wird.

Leonore. Das geht mich nichts an. Wenn aber meine Mutter Besuch hätte, so würde ich vielleicht Abhaltung haben.

Westphal. Das Geräusch in der großen Stube war so arg, wie das Geräusch auf dem Versammlungssaale der Societé harmonique zu Strasburg.

Leonore. Was ist das für eine Societät?

Westphal. Es ist mir lieb, daß Sie darnach fragen.

Leonore. Ich will Ihnen doch jetzt nicht mit der Erklärung der Worte beschwerlich fallen.

Westphal. Ich weiß am besten in der ganzen Stadt Nachricht davon zu geben.

Leonore. Das glaube ich gern. Wir wollen aber doch jetzt lieber von andern Dingen reden.

Westphal. Liebe Mademoiselle, in der Societé harmonique wird nicht musizirt.

Leonore. Das glaube ich gerne, denn eine Societät ist ja kein Konzert.

Westphal. Das ist der Grund davon nicht, der liegt im Wort harmonique versteckt. Das Wort kömmt aus dem Lateinischen her. Meßmer und Puysegur haben es zuerst von einer magnetischen Gesellschaft gebraucht.

Leonore. Das geb ich zu: aber warum wollen wir hier von Magneten reden?

Westphal. Bald hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen, warum diese Gesellschaft sich die magnetische nennt. Lassen Sie sich

dienen. Magnet ist ein Stein, von dem schon die ältesten Naturforscher . . .

Leonore. Wie kommen diese hieher? Lassen Sie uns doch . . .

Westphal. Wallerius namentlich und Plinius und nur erst vor einigen Jahren Aristoteles . . .

Leonore. Aber mein Herr, lassen Sie uns doch zum Zwecke kommen, denn . . .

Westphal. Aristoteles sagte ich, und Theophrastus Bombastus Philippus Aureolus Paracelsus, genannt von Hohenheim, sollen gesagt haben, daß wenn man zwey dieser Steine mit abstoßenden Polen kreuzweis auf die Magengegend . . .

Leonore. Leben Sie wohl, mein Herr, wenn Sie mit einem Frauenzimmer reden wollen, so reden Sie wenigstens vernünftig. (Geht ab.)

Westphal. Ey ey, das war ziemlich deutlich! aber ich will auch in Zukunft das Sprüchwort: ein Prophet gilt nirgends weniger als in seinem Vaterlande, bedenken, und meine Gelehr-

samkeit für mich behalten. Die Leute sollen schon Augen machen, wenn nur erst meine Supplik vom Fürsten zurück kömmt, worin ich um die Erlaubniß, ihm mein Werk von den heimlichen Gesellschaften zuzueignen, anhielt. Natürlich wird eine huldreiche Antwort es begleiten, und dann — dann will ich über meine Feinde frohlocken. Doch ich höre meine Mutter, und Herrn Gilbert, es ist wohl rathsam ihnen auszuweichen.

Zehnter Auftritt.

Madam Westphal. Herr Gilbert. Leonore.

Mad. Westph. Aber sagen Sie mir nur, Herr Gilbert? —

Gilbert. Aber sagen Sie mir nur, Madam, ob Sie mich vor'n Narren haben wollen? Da kömmt Ihr Sohn her, meiner Tochter eine Liebeserklärung zu thun, und spricht von seiner Liebe kein ster-

bendes Wörtchen, statt dessen aber allerley vom Bombastus, Meßmer, und was weiß ich, wovon alle. Aber ich bin des Dinges satt. Ueberdem erhielt ich diesen Morgen, gleich als ich von Ihnen ging, einen Brief vom Doctor Leonhard, worin er um meine Tochter anhält. Der Mann hat erst kürzlich eine große Erbschaft gethan, überdem viel Connexion, so daß ihm eine große Praxis mit der Zeit nicht fehlen kann. Weil ich Ihrem Herrn Sohn mein Wort gegeben hatte, so habe ich seinen Brief noch nicht beantwortet. Indeß, da ich jetzt sehe — —

Mad. Westph. Ach lieber Herr Gilbert, lassen Sie sich nur noch einmal erbitten, mein Sohn wird sich gewiß besser betragen.

Gilbert. Gut. Lassen Sie ihren Sohn nur jetzt gleich kommen: ich wollte ohnedem die Verlobung diesen Abend gleich vor sich gehen lassen, und habe deswegen meinen Schwager und den Doctor Leonhard als Zeugen hergebeten; auch der No-

tarius ist schon bestellt — lassen Sie Ihren Sohn nur gleich kommen.

Mad. Westph. Ich will ihn vorher erst ein wenig vermahnen.

Gilbert. Wie es Ihnen beliebt, Madam! Alles wie es Ihnen beliebt.

(Madam Westphal ab.)

Eilfter Auftritt.

Gilbert. Leonore.

Gilbert (zu Leonoren, die auch gehen will.) Warte noch ein wenig, Leonore! ich habe noch etwas mit dir zu reden. Gesetzt der Leibchirurgus führte sich wieder so auf, wie sonst; hättest du dann wohl etwas gegen den Doctor Leonhard einzuwenden? Denn das muß ich dir sagen, von dem Leibchirurgus habe ich mich dießmal zum letztenmal bey der Nase herum führen lassen.

Leonore (beschämt, schlägt die Augen nieder.) Mein Vater!

Gilbert (äfft ihr nach.) Meine Tochter!

ter! — Glaubst du, daß ich Zeit habe, deine Ziererereyen abzuwarten? Sag' gradezu, hast du etwas gegen den Doctor einzuwenden oder nicht?

Leonore. Einzuwenden nun wohl eben nicht, aber wir kennen uns ja noch nicht.

Gilbert. Du kennst ihn noch nicht? Ey sieh doch. Und er schreibt mir, er liebe dich schon ein Jahr; und das solltest du nicht bemerkt haben? Er ist ein schöner Kerl, wohnt hier grade gegen über, und ist dir gewiß, wie es so die jungen Herrchen unsers Zeitalters machen, allenthalben nachgelaufen, hat dich belorgnettirt, kurz, was weiß ich, mir sind alle die Liebesmanöver nicht bekannt: aber daß du gewiß gewünscht, oder doch auch wohl zu Zeiten geglaubt hast, er sey in dich verliebt, daran zweifle ich gar nicht.

Leonore. Nun lieber Vater, Sie sind auch gar zu stürmisch. Doch da kömmt der Onkel.

Zwölfter Auftritt.

Gotthard. Vorige.

Gotthard. Guten Tag, lieber Bruder. Guten Abend Bäschen. Nun wie stehts denn heute Abend mit der Verlobung?

Gilbert. Ja wie wills stehn. Verlobung soll heute Abend seyn, das hab' ich mir fest vorgenommen, ob aber grade der Leibchirurgus heute meine Tochter zur Braut bekömmt, das kann ich noch nicht sagen.

Gotthard. Nun und wer denn sonst?

Gilbert. Der Doctor Leonhard zum Exempel.

Gotthard. Das wäre mir von Herzen lieb, wenn der sie bekäme, lieber Bruder! Denn aufrichtig zu sagen, den Leibchirurgus kann ich für meine Sünde nicht leiden; der Doctor aber ist ein braver herrlicher Mann.

Gilbert. Das gebe ich gern zu. Auch sehe ich lieber, wenn Leonore den Doctor

als den Leibchirurgus bekäme. Aber ich habe mein Wort nun einmal gegeben, und du weißt wohl, Versprechen und Halten — —

Gotthard. Steht wohl bey Jungen und Alten. Freylich, freylich, lieber Bruder. Aber was willst du jetzt thun?

Gilbert. Ich habe den Leibchirurgus heute noch einmal her bestellt; er muß gleich kommen: führt er sich dann nicht vernünftig auf, so bekömmt er auch meine Tochter nicht.

Gotthard. Nun wohl, liebster Bruder! wenn er kömmt, so erlaube mir ihn auf die Probe zu stellen. Du, deine Tochter, der Doctor und der Notarius warten hier im Nebenzimmer. Und beträgt er sich denn nicht, wie er soll, so macht in Gottes Namen eure Verlobung richtig.

Gilbert. Wohl mein Bruder, ich bin's zufrieden, dem Leibchirurgus geschieht Recht.

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige. Lisette.

Lisette. Der Herr Leibchirurgus.

Gotthard. Laß ihn nur hier herein kommen.

Gilbert. Die andern Gäste bring hernach über den Gang in dieß Nebenzimmer. (Lisette ab.) Komm ins Kabinet Leonore.

(Gilbert und Leonore ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Gotthard. Westphal.

Westphal. Gehorsamer Diener, Herr Gotthard! Darf ich fragen, wo finde ich Herrn Gilbert?

Gotthard. Er wird gleich hier seyn. Wollen Sie sich nicht so lange ein wenig niederlassen.

Westphal. O Ihr gehorsamster!

(Setzen sich.)

Gotthard. Darf ich fragen, was enthält das neueste Stück der Berliner Monatsschrift?

Westphal. Ich habe sie in langer Zeit nicht gelesen.

Gotthard. Waren Sie nicht einmal in Berlin?

Westphal. Ja vor einigen Jahren.

Gotthard. Ich erinnere mich, Sie dort gesehen zu haben. (Vor sich.) Er scheint die Probe auszuhalten. Ich muß nur anders kommen. (Laut.) Lesen Sie das neue Religionsedikt?

Westphal. Nein. Seitdem mein Großvater wegen eines solchen Edikts in Bayern in Inquisition gerieth, lasse ich alle solche Dinge ungelesen. Es hilft nichts dagegen zu schreiben, es bleibt doch beym Alten. Irrthümer, die ich nicht verbessern darf, mag ich auch nicht gedruckt lesen, man ärgert sich nur ohne Nutzen.

Gotthard (bey Seite.) Der Mann ist doch wahrhaftig klüger, als ich dachte. — (Laut.) Da thun Sie ganz wohl dar-

an. Was halten Sie vom Magnetismus?

Westphal. Daß er das Nützlichste ist, was man seit kurzem in der Arzneykunde entdeckt hat. (Bey Seite.) Es scheint, der will mir meine Geheimnisse ablocken; aber du sollst anlaufen!

Gotthard (bey Seite.) Hätt' ich mich nur nicht auf die Probe eingelassen, da werd ich abgeführt. (Laut.) So eben habe ich aus dem Buchladen ein schätzbares Werk erhalten.

Westphal. So?

Gotthard. Es ist die Antwort des Doctor Semler in Halle, auf das Sendschreiben, welches die exegetische Gesellschaft in Stockholm an ihn abgesandt hat.

Westphal. Haben Sie es bey sich?

Gotthard. Ja. (Zieht eine Broschüre aus der Tasche.)

Westphal. Dürfte ich es mir wohl einmal ausbitten?

Gotthard Sehr gerne. (Giebt ihm die Broschüre. Bey Seite.) Er geht ins Garn.

Westphal. Ich werde es Ihnen in einigen Tagen wieder zustellen. (Steckt sie ein.)

Gotthard (bey Seite.) Verflucht! (Laut.) O es hat Zeit. Ich war auch vor einigen Jahren in Stockholm.

Westphal. Ich auch. (Leiser.) Wenn uns nur niemand hört, ich bin ein Mitglied der dortigen exegetischen Gesellschaft.

Gotthard (bey Seite.) Er geht ins Garn. (Laut.) Ey der tausend, was Sie nicht sagen.

Westphal. Ja, und was noch mehr ist, so gar ein Ehrenmitglied, das heißt, die Gesellschaft schätzt es sich zur Ehre, mich zum Mitglied zu haben. Und das hat sie auch wohl Ursache. Melizertes Rabiosus Westphal ist nicht auf den Kopf gefallen, und wenn auch das Vaterland meine Verdienste verkennt, so bleib ich doch bey meinem alten Sprüchwort, ein Prophet gilt nirgends weniger, als in seinem Vaterlande. Und wenn man mich auch für einen läppischen Schwätzer er-

klären wollte, was ich doch gewiß nicht bin, denn Sie sehen ja selbst, ich bin verschwiegen, und spreche über nichts, was ich nicht aus dem Grunde verstehe; so hat doch der Fürst mich öffentlich zum zwey und vierzigsten Titularleibchirurgus gar ehrenvoll erklärt, und hat versprochen, noch weiter für mich zu sorgen. Heute Abend erwarte ein für mich wichtiges Rescript, und wer weiß, wer weiß, was noch mit der Zeit aus mir wird. Denn will ich sehn, was meine Feinde und Neider sagen, was sie thun, beginnen, aus- und vollführen werden. Dann will ich sehn, ob das nicht wahr wird, was mir einst eine Zigeunerinn prophezeihte, daß ich noch in der Welt zu großen Würden und Ansehn kommen würde; dann will ich sehn, was meine Lehrer, meine Mutter, ja selbst . . .

Gotthard. Ey, ums Himmels willen, lieber zwey und vierzigster Titular Herr Leibchirurgus, mäßigen Sie sich, Sie gerathen ja ganz in Enthusiasmus und könnten sich Schaden thun.

Westphal. Es ist wahr, lassen Sie uns jetzt zum Herrn Gilbert gehn.

Gotthard. Da kommt er eben selbst.

Funfzehnter Auftritt.

Vorige. Gilbert. Doktor Leonhard, der Leonoren führt. Der Notarius.

Westphal. Was seh ich, der Doctor Leonhard führt meine Braut.

Gilbert. Ihre gewes'ne Braut, mein Herr, denn eben ist sie mit dem Doctor verlobt worden.

Westphal. Wie? hör' ich recht! —

Gilbert. Vermuthlich, mein Herr, wenn Sie anders gehört haben, daß Leonore mit Herrn Doctor Leonhard verlobt worden ist. Solch' einem unbesonnenen Schwätzer, wie Sie sind, werde ich nie meine Tochter geben.

Westphal. Die Heirath ist ungültig, wider die Gesetze!

Notarius. Wider die Gesetze wäre

die Heirath, Herr Leibchirurgus? Ha ha ha ha! Chrysostomus Krummfuß, Notarius Caesareus Publicus, Advocatusque legitime Wetzlariae immatriculatus, weiß sehr wohl, was wider die Gesetze oder gesetzmäßig ist. Ein Contract, den drey Zeugen und ein Notarius unterzeichnet haben, ist legalis, qua de causa vide Novellas tit. quinto §. 7. atqui dieser Ehecontract (zieht ihn aus der Tasche) ist von mir dickbesagtem Notario und drey Zeugen unterzeichnet, ergo ist er auch gesetzmäßig. Will aber der Herr des Contracts wegen klagen, und verlangt Er eine vidimirte Abschrift davon, so steht sie Ihm gegen baare Bezahlung von vier gute Groschen sächsisch gern zu Dienste.

Westphal. Ich danke dafür, Herr Notarius. Da der Ehecontract gesetzmäßig ist, will ich nicht lange dagegen processiren, um Sie zu bereichern. Ueberdem wird das Rescript, welches ich heute aus der Canzley erwarte, diese meine Einbuße reichlich belohnen.

Alle (verwundrungsvoll, sehn sich an.) Ein Rescript! Er erwartet ein Rescript! —

Leonhard. Mag er's immer erwarten, da ich Sie besitze (zu Leonoren.)

Leonore. Auch ich mißgönne ihm sein Glück nicht. (Zu Leonhard.)

Sechszehnter Auftritt.

Lisette. Vorige.

Lisette (zu Westphal.) So eben hat dieß ein Canzleybote an Sie gebracht.

Westphal. Ah gewiß das Rescript? Wie gesagt, ja, da lesen Sie laut, Herr Gotthard, (giebt ihm das Rescript.) damit Jeder erfahre, wie mich der Fürst schätzt.

Gotthard (liest.)

»Lieber Getreuer.

»Wir haben euer unterthänigstes Bittschreiben vom 19ten dieses erhalten, und daraus mit vielem Mißvergnügen ersehn, daß Ihr ein Buch über die geheimen Gesellschaften geschrieben habt, und um die

Erlaubniß anhaltet, Uns dasselbe zuzueignen; Wir können nicht umhin, dieses unverschämte Begehren um so mehr euch abzuschlagen, da erst kürzlich mehrere Skribler auf den tollen Einfall gekommen sind, Uns ohne unsere Einwilligung Bücher zu dediziren. Diese Dedicationen würden unsere Börse völlig aufs Trockne gebracht haben, wenn ihr nicht den unsinnigen Einfall gehabt hättet, euch als ein unwissender Badergeselle den Titel unsers Titularleibchirurgus zu kaufen. Dieser Einfall allein macht, daß wir euch manchen, und auch den durch die Dedication gemachten dummen Streich übersehn. Glaubt doch aber niemals, daß ihr mit dem Titel euch auch Gelehrsamkeit genug gekauft habt, um ein Buch zu schreiben. Uebrigens bleiben Wir euch in Gnaden gewogen

Euer

Wohlaffektionirter Fürst,

Siegfried.«

Gegeben auf unserm Schloße

am 28. Julius 1788.«

Gotthard. Nun, Herr Leibchirurgus, sind Sie mit diesem Rescript zufrieden?

Alle. Ha ha ha ha! Das schöne Rescript!

Westphal (reißt Gotthard das Rescript weg.) Hat das der Fürst unterschrieben? Ja, es ist seine Hand. Nun so soll auch — (zerreißt das Rescript) — kein Stäubchen mehr von dir überbleiben. Ich will mein Vaterland verlassen, wo man mich gering schätzt. Einst wird es vom Auslande her meinen Ruf vernehmen, und dann wird es mit Schmerzen ausrufen: warum vertrieb ich den großen Westphal, den berühmten Titularleibchirurgus! Und so wird von neuem das Sprüchwort wahr werden: Nirgends gilt ein Prophet weniger, als in seinem Vaterlande! (Will gehn.)

Gilbert (hält ihn zurück.) Bleiben Sie noch, lieber Herr Leibchirurgus und essen

Sie die Henkersmahlzeit in Ihrem Vaterlande, heute Abend bey mir.

Westphal. Wenn Sie so befehlen.

(Complimente.)

(Der Vorhang fällt.)

2.

Attilius Regulus.

Ein Drama

in drey Aufzügen.

Dulce et decorum est pro patria mori.

Horatius.

Personen.

Attilius Regulus, römischer Feldherr.
Attilia, seine Gemahlinn.
Livius, } seine Söhne.
Claudius,
Volumnius, } römische Consulen.
Piso,
Flavius, Volkstribun.
Mago, } Gesandte von Carthago.
Afer,
Mehrere Senatoren, Liktoren, Volk.

Der Schauplatz ist in Rom, die Handlung geht, ungefähr im Jahr 3 750, vor sich.

Erster

Erster Akt.

Zimmer bey Volumnius.

Erster Auftritt.

Volumnius. Flavius (letzterer kömmt eben herein.)

Flavius.

Heil dir Volumnius, dir Consul Heil!

Volumnius.

Willkommen Flavius! was bringst du mir?

Flavius.

Dir? — Was es so zu unsern Zeiten giebt;

Nur leidgen Trost, da Roms Glück unterliegt.

Denn sprich, was wäre sonst bemerkenswerth?

Volumnius.

Bemerkenswerth? — Genug mein Flavius!
Doch rede selbst: was hilft es, wenn ein Volk,
Das lange schon des Krieges Glück verließ,
Dem man sogar den tapfern Feldherrn raubt',
Was hilft es, wenn dieß Volk auf Krieg noch denkt?
Was — —

Flavius.

Wie? So redest du Volumnius?
So spricht der Consul? — So der Erst' im Staat?

Volumnius.

Ja, Flavius! so spricht er, denn er muß.

Flavius

Er muß? — Was zwingt ihn denn? Ich wüßte nicht! —

Volumnius.

Ich aber. Denkst du nicht an Regulus?
Weißt du nicht, was an ihm der Staat verlor? —

Flavius.

Ich weiß es.

Volumnius.

Nun?

Flavius.

Rom bleibt doch immer Rom.

Volumnius.

Und?

Flavius.

Du kannst noch sorgen? kannst noch furchtsam seyn?
Wie? denkst du denn nicht an vergangne Zeit? -
Als einst Quirin von ihm gerissen ward;
Wie murrte da das Volk, weil der Senat
Durch Tyranney und Härte es regiert'?
Es zweifelt', ob die Zeit auch wieder käm',
Wo ein Gerechter, wo ein Einziger,
Nicht als Tyrann, nein als ein Weiser herrscht'.
Sie kam, mit Numa kam die goldne Zeit,
Und = = =

Volumnius.

Wie du redst mein lieber Flavius!
Als noch ein Numa, weise Rom beherrscht',

Da wußt' der Römer nichts von Weichlichkeit,
Da kannte er noch Bad und Salben nicht:
Und wäre Regulus aus hohem Stamm,
Wer weiß könnt' er ein tapfrer Krieger seyn. —
Wie sehr wünscht' ich es nicht ihn zu befreyn!
Doch kann ich das? Zög ich auch selbst ins Feld,
Was hülf es mir? Der Römer flöhe feig.
Denn ach das Schicksal unsers Regulus,
Das machte feig, das preßte Thränen aus.

Flavius.

Wahr, du hast Recht! Denn wenn der unterliegt,
Der, längst der Müh des Lebens angewohnt,
Nichts auf der Welt, so schwer es ihm auch sey,
Für allzu schwere Last, für drückend hält;
Wenn der, deß Körper längst die Arbeit stählt',
Und der dabey mit Adlerblick erspäht
Was ihm der Feind so gern verbergen will,

Wenn diesen Mann dasselbe Schicksal trift,
Was schon so manchen tapfern Mann be-
traf:
Was kann der Weichling, was der Feige
dann?

Zweiter Auftritt.

Vorige. Liktor.

Liktor.
Ein Bothe, Consul, brachte diesen Brief.
Volumnius (zum Liktor, der wieder gehn will.)
Bleib! (Zum Tribun.) Dieser Brief ent-
hält, was wir gewünscht;
Vom Mago ist er, der mit Afer kommt,
Weil Carthago den Frieden sehnlich wünscht.
Sie haben bey sich unsern Regulus!
Sie bitten um Geleit. Du, Liktor! geh,
Und sag dem Kriegstribunen Cäpio,
Daß er zweyhundert Mann nach Alba
schickt,
Daß die Gesandschaft sicher zu uns kommt.
(Liktor ab.)

Und nun mein Flavius verlaß mich jetzt,
Denn zu Attilia geh ich sogleich,
Um sie zu trösten, die so lang' sich härmt.

Flavius.

Leb wohl, Volumnius, mein Freund leb wohl!

(Beide von zwey Seiten ab.)

Dritter Auftritt.

Regulus Wohnung.

Attilia (allein.)

Wie lange wird er währen dieser Gram,
Wie lange noch? — O du mein Regulus,
So wandte sich denn auch von dir das Glück?
Warum nicht vom Xantipp dem feilen Mann?
Der nicht für Kinder, nichts fürs Vaterland,

Für Geld nur focht, was er nicht mahl
erblickt';
Nein, was Carthago hin nach Sparta
sandt',
Wofür sein König dorthin ihn verkauft'.
Wie oder hindert deine Binde dich,
Das, was du thust, vorher zu übersehn?
Und fliehst du, gleich den falschen Freunden,
den
Der lang dich kannte, deiner würdig war,
Um einem Ankömmling, den du nicht kennst,
Dich ungebeten aufzudringen, ihm
So lang zu folgen, als es dir beliebt?
Doch länger nicht! Wenn er auf dich vertraut,
So fliehst du dann, den du nie treu geliebt;
Und einem Andern folgst du wiederum.
Doch — Ha! Beym Jupiter, verflucht
sey der,
Der nur Sekunden lang dich schätzen kann! —
O hätt' es Regulus doch nie gethan!
Hätt' er dir nie getraut, wie wohl wär
ihm! — —
Doch wohin führst du düstre Schwermuth
mich?

Hinweg mit dir! Flieh mich, o Phantasey!
Du täuschest, und vermehrst nur meinen
Schmerz.
Wie? traute Regulus wohl je dem Glück?
Nein stets focht er als Mann, als Italer.
Ja sicherlich, verließ ihn nicht sein Heer,
Und glich es ihm an Muth, noch wär er
frey;
Er kämpfte noch für Rom und Vaterland,
Noch für die Gattinn, für die Kinder noch:
Ich klagte nicht um ihn. Er wich als Mann,
Als Mann der sich in sein Verhängniß fügt.
Ich klagte nicht um ihn, wenn er auch
sank;
Ich wüßt', er starb den edlen Heldentod
Für's Vaterland. O dieser Heldentod,
Wenn ihn der Krieger, wenn der Fürst ihn
stirbt,
Hat die Belohnung immer in sich selbst! —
Doch fallen mir die guten Kinder ein,
Die Regulus mir Armen hinterließ,
Dann, ach! nur dann bricht mir mein wun-
des Herz. —
Da kommen sie! Willkommener war sonst

Als dieser Anblick nichts mir auf der
Welt;
Sonst, als noch Regulus von Fesseln frey —
Zufrieden, glücklich noch die Gattinn war.
Doch jetzt — — o flössen milde Thränen
nur,
Dann wär es freyer mein gepreßtes Herz!
Doch was du Chronos andern Leidenden
So mildreich gabst, das hast du mir ver-
sagt.

Vierter Auftritt.

Attilia. Livius. Claudius.

Livius.

Was weinst du, liebe Mutter? weine nicht!

Claudius.

Nein, wenn du weinst, sieh nur, so kränk'
ich mich.

Attilia.

O meine Kinder, wüßtet ihr warum?
Gewiß nicht ohne Ursach' härm' ich mich.
Nein, ach, für mich ist sie nur allzu groß!

Claudius.

O sag es uns! ich helfe dir vielleicht.

Livius.

Du wolltest helfen? — Armer Claudius!
Gewiß um Kleines weint die Mutter nicht.
Nie sah ich sie so blaß, so abgezehrt.
Wenn ich's noch wär, der Hülfe ihr versprách!
Das Alter hat schon meinen Arm gestählt,
Und dennoch trau ich meinen Kräften nicht.

Attilia.

Nein, Livius, selbst du hilfst jetzt mir nichts;
Denn wisse, meinen Kummer, meinen Schmerz,
Den lindert Rom, den lindern Heere nicht.

Claudius.

O nenn ihn Mutter, nenn ihn uns den Gram!

Livius.

Ja nenn ihn uns! und helfen wir dir nicht,
So haben wir doch milden Trost gewiß.

Du weißt es Mutter, daß der Trost oft
mehr
Beglückt und hilft als schwände selbst der
Gram.
Er gleitet sanft in unser Herz herab,
Und schafft den Gram zu süsser Schwer-
muth um,
Die unsrer Seele dann willkommner ist,
Als Heiterkeit und Ruhe des Gemüths.

Attilia.

Ihr wollt? Es sey, so nenn ich ihn euch
dann;
Doch wahrlich Wohlthat wär mein Schwei-
gen euch.
Wißt euer Vater — —

Beide zugleich.

Unser Vater fiel
Im Streit als tapfrer Held, als Italer! —
Dieß schafft zur Unzeit wohl dir vielen
Gram.
Wie seelig ists zu sinken hin im Streit,
Bewußt zu seyn, es sey fürs Vaterland!

Attilia.

Ja seelig ist's zu sinken hin im Streit,

Bewußt zu seyn, es sey fürs Vaterland!
Doch Kinder wißt, nicht euer Vater starb,
Er lebt — —

Beide zugleich.

Und du, du härmest, liebste Mutter dich?
Warum denn, wenn er lebt?

Attilia.

Erfahrt denn unsers Schicksals Härte ganz!
Er lebt zwar, aber wie? Sein Volk floh feig;
Der Römer floh vom Heer in letzter Schlacht
Und ließ dem Feinde meinen Regulus.
Nun stirbt vielleicht der Held den Sklaventod,
Der Aug' an Aug' sich mit dem Feinde maß,
Und der, wenn jeder Krieger zaghaft ward,
Durch sich zum Kampf sie stets ermunterte.
Der fiel! Es fiel mein tapfrer Regulus,
So wie der Löwe vor den Menschen fällt,
Wenn seine Kinder dieser ihm geraubt,
Und er zuletzt noch alle seine Kraft

Gesammelt hatte, matt zur Erde sinkt.
O hätt' er selber sich den Tod gewählt,
Wohl uns dann Kinder, wohl uns dann
Und ihm!

Claudius.

Ja Mutter, ewig wohl uns dann
Und ihm und dir! O daß mein Vater fiel,
Wie es dem Römer, wie's dem Manne ziemt,
Wie glücklich wären wir und er dann nicht!

Attilia.

Und du sagst nichts, mein lieber Livius?
Du theilst nicht allen unsern herben Gram?

Livius.

Wohl Mutter rührt mich dieser herbe Gram;
Doch dacht' ich: ob der Mittel keines nicht
Verhanden wäre, von dem Sklaventod,
Den Vater, den ich liebte, zu befreyn?
Allein noch schwach ist nur mein Arm; nicht stark,
Stark wie der Muth, der mir im Herzen glüht.

Dieß dacht' ich mir; und dann vom bängsten
Gram,
Von Traurigkeit ward mein Gemüth er-
füllt.

Claudius.

Ist's denn so ganz unmöglich, Livius,
Den Vater retten aus Carthago's Hand;
Wohlan, so laß uns schwören festen Schwur,
Und nie ihn brechen: Rache dem Xantipp!

Livius.

Ja Rache, große schwere Rache treff'
Ihn, den erkauften Lakedämoner!
So schwöre dann mit mir, und leg die
Hand
Hier auf mein Schwert. — O Zevs Ce-
raunius,
Und du o schwarze Göttinn Nemesis,
Hört gnädig an den Schwur, und gebt
ihm Kraft!

(Sie knieen nieder.)

Beide zugleich.

Bey dir, o Schlangentödter Herkules,
Bey euch ihr Brüder voller Tapferkeit,
Castor und Pullux, schwören festlich wir,

Zu rächen unsers Vaters Sklaventod!
Blutig zu rächen ihn, an seinem Heer
Und am Xantipp. Wer bricht zuerst den Schwur,
Den tödte Zevs, den tödte Nemesis,
Und tilge sein Geschlecht auf ewig aus!
Nehmt gnadenvoll ihr unsern Schwur jetzt an,
So gebt ein Zeichen eures Beyfalls uns!

(Ein plötzlicher Blitz erleuchtet das Theater, sie stehen auf.)

Attilia.

Ha! was war das?

Livius.

Die Götter haben unsern Schwur gehört!
Ja, mächtig drang er zum Olympus auf.

Claudius.

Welch Glück für uns! O wär ich nur erst groß,
Und faßte meine Rechte nur das Schwert,
Wie gerne rächt' ich meinen Vater gleich! —
Doch eins versprichst du mir mein Livius —

Livius.

Wie sollt' ich nicht!

Claudius.

Nicht eher ziehe nach Carthago hin,
Nicht eher nach des feilen Lako's Stadt,
Bis mehr're Jahre meinen Arm gestählt,
Und bis zum Zug' ich dich begleiten kann.

Livius.

Groß ist zwar deine Foderung an mich —
Denn Rache, die vergräbt sich nicht so lang';
Sie fodert schnelle That, sonst zehret sie
An Mark und Blut deß der sie bey sich hegt —
Doch weil ich dich noch liebe mehr als sie,
Gewähr ich deinen Wunsch dir herzlich gern.

Claudius.

O eilten doch die Jahre, flögen sie!
Bis dahin zähle ich erwartungsvoll
Sekunden, ja die Augenblicke selbst.

Attilia.

Wie glücklich bin ich nicht, daß Jupiter
Mir solche Kinder, solche Söhne gab!
Ja glücklicher, als wär ich Herrscherinn

Von

Von Rom, von allen Reichen in der Welt!
Ihr gebt mir Trost, gebt Ruhe mir ins Herz;
Stirbt Regulus den niedern Sklaventod,
Wird er durch euch ihr Söhne doch gerächt!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Ein Liktor.

Attilia.

Was bringst du mir, o Liktor, vom Senat?

Liktor.

Volumnius, der Consul, sendet mich.
Im Augenblicke wird er bey dir seyn.

Attilia.

Er komme, ich erwart' ihn ehrfurchtsvoll.

(Liktor ab.)

Sechster Auftritt.

Attilia. Ihre Söhne.

Attilia.

Seht, meine Söhne; denn Volumnius
Will ins Geheim mir etwas anvertraun.
Was er mir sagt, ist es von Wichtigkeit
Für euch, ist es von unserm Regulus,
So theil ich's euch, sobald er fort ist, mit:
Wo nicht; so wißt ihr, daß es Römern ziemt,
Nichts zu erforschen, was fürs Weib nur ist.

Livius.

Ich gehe Mutter. Komm, mein Claudius!
Von jetzo an, noch dreymal werther mir
Als wie vorher, da noch der Bund nicht war,
Der nun auf ewig unser Herz vereint.

(Beide ab.)

Siebenter Auftritt.

Attilia. Volumnius.

Volumnius.

Dir, würdigste der Römerinnen, Heil!
Itzt eben bringt ein Both' die Nachricht uns,
Daß uns Carthago schon Gesandten schickt,
Mit ihnen sey dein Gatte Regulus.
Wie freu ich mich, ein Bothe dir zu seyn
Des Glücks, der Freude! Denn, Attilia,
Bald sollst du deinen Gatten wieder sehn.

Attilia.

Zwar freut die Nachricht mich, Volumnius!
Doch hegt mein Herz noch Zweifel, wie so gern
Man Zweifel macht, wie sie
So gern die sanfte Schwermuth sich erzeugt:
Ob auch wohl mir zum Glücke Regulus,
Ob er auch sich zum Glücke wieder kehrt?
Ob — —

Volumnius.

Sollt' er nicht? Wie zweifelst
du daran?
Die Zweifel, die der Mensch im Busen
nährt,
Die nur zu gern sein schwaches Herz sich
macht,
Begünstigt Jupiter, der Größt' und Beste,
nicht;
Sie sind zuwider ihm. Denn weise hüllt
Er tief in Dunkelheit die Zukunft ein,
Damit der Mensch, der ängstlich grübelnde,
Der Sorgen nicht zu viel sich künftig
denkt.
Drum hoffe nur, sorg' für die Zukunft nie,
Willst du zufrieden, willst du glücklich
seyn.

Attilia.

Wohl sprichst und weise du, Volumnius!
Doch sage selbst, wie bleib ich zweifelsfrey,
Nachdem, so oft durch Hoffnung schon ge-
täuscht,
Ich schwermuthsvoll ein langes Jahr
durchlebt? —

Und noch, ich schwör's beym großen Jupiter,
Noch wär' ich traurig, wär' ich schwermuthsvoll,
Wenn nicht der Kinder Muth mein Herz erquickt'!

Volumnius.

Wohlan, so zeige dich von Zweifeln frey!
Gewiß ward Regulus hieher gesandt,
Um frey zu seyn, um wiederum im Kampf
Fürs Vaterland zu streiten, als ein Held.
Drum freue dich! Auf, scheuch die Schwermuth fort!
Sey wiederum die Gattinn Regulus,
Des Römer-Feldherrn; sey Attilia!
Ich gehe; der Senat versammlet sich.

(Geht ab.)

Attilia.

O redt' er wahr, wie glücklich würd' ich seyn!

Achter Auftritt.

Attilia. Claudius. Livius.

Attilia.

Freut' euch, ihr Lieben, euer Vater
kömmt.

Beide zugleich.

Mein Vater — —

Attilia.

Ja, itzt sagt's Volumnius,
Carthagische Gesandten kommen her,
Mit ihnen Regulus. Wie froh bin ich!
Wie wird sich nicht der theure Gatte
freun,
Wenn er euch seine beiden Söhne sieht,
So hoffnungsvoll, so ganz sein Ebenbild!

Claudius.

Wie froh bin ich, wie froh, der Vater
kömmt!

Livius.

Doch darum hört noch unser Schwur
nicht auf.
Nein Rache, ewge Rache, dem Xantipp!

[stamp]

Claudius.

Ja, Rache, ewge Rache Sparta dir.

Attilia.

Itzt kommt, daß wir ihm schnell entgegen
gehn.

(Sie gehen alle ab.)

Zweiter Akt.

(Volumnius Villa vor Rom.)

Erster Auftritt.

Mago. Afer.

Mago.

Ich schwöre bey der Göttinn Isis dir,
Nie sah ich noch solch' einen rauhen Mann
Wie Regulus, und der denn doch dabey
So gut und edel denkt, wie man nur kann.
Fast möcht' ich, wenn ich nicht Carthager wär',
Ein Römer seyn, ein Mann wie Regulus.

Afer.

Ich glaub's dir wohl. Und ob Carthago gleich
Mich als Gesandten itzt nach Rom gesandt,

So glaube mir, ich wäre tausendmal
Viel lieber hier ein armer Centumvir,
Als dort ein reiches Mitglied des Senats.
Doch was hilft mir der Wunsch! Wie es einmal
Das Fatum will, so folg' ich wider Willen.
Drum, lieber Mago, laß uns denn anitzt
Uns vorbereiten, um dem rauhen Mann,
Dem Regulus, den heimlichen Befehl,
Den in Carthago der Senat uns gab,
Jetzt zu eröfnen, eh' in Rom wir sind.

Mago.

Mich däucht, er kömmt.

Afer.

O Himmel schon! Das kömmt mir unverhoft.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Regulus.

Regulus.

Heil euch Gesandten!

Mago.

Auch dir Römer Heil!
Freust du dich nicht so nah der Vaterstadt?

Regulus.

Du denkst gewiß, es sey das erstemal
Daß aus dem Kriege ich nach Hause
komm'?

Mago.

Das nicht! Nur deucht mich, ist es
zweyerley,
Kehrt man mit Ehre aus der Schlacht zu-
rück,
Und wenn ein Kerker schimpflich uns um-
schloß.

Regulus.

Was nennst du schimpflich, Mann?

Mago.

Das nenn' ich so, wenn man gefangen
wird
Mit einem Heere, was des Siegs ge-
wohnt — —

Regulus.

Das nennst du Schimpf? Bis jetzo glaubt'
ich nur,

Das, wenn ein Heer dem andern schnell
entflieht,
Wenn es, sobald's die Lanzen nur erblickt,
Die Waffen streckt und fleht, — das nannt'
ich Schimpf.
Doch besser siehst, Carthager, du dieß ein.
Du achtest nicht darauf, ob der Soldat,
Von Hunger matt, von Seuchen abgezehrt,
Die Waffen in der dürren Hand kaum
hielt;
Ob ihn ein dreymal größers Heer bestritt
Und Sieger ward; doch über Krieger
nicht,
Nein über Kranke, die, zwar stark an Muth,
Doch leider schwach an Kraft, besiegt bald
sind.
Dieß scheint, Carthager, schimpflich dir? Nun gut
Ich schweige. — —

Mago.

So geziemt es, Römer, sich!
Wenn der Besiegte mit dem Sieger spricht,
Dann hat der Sieger recht, was er auch
sagt;

Es sey, den Ueberwundnen aufzurichten,
Oder er biete bittern Spott' ihm dar.

Regulus.

So denkst du? — — Doch du stammst aus Afrika.

Afer.

Weg mit dem Wortgezänk! Still, Regulus!
Was ich anitzt dir sage, höre an:
Ich rede nun an der Archanten Statt.

Regulus.

Ich höre.

Afer.

Wisse dann, daß der Senat
Des Friedens wegen uns nach Rom itzt sendet.
Doch glaube nicht, daß schwach Carthago's Macht
Und unser Heer zum Dienst untüchtig sey.
Nein, hättest du auch über uns gesiegt,
Wir wären noch zum fernern Streit geschickt.
Doch jammert uns des vielen Blutvergießens.

Was hülf' es uns ganz Rom zu unterjochen!
Zu ferne liegt's von unsrer Hauptstadt ab.
Es fehlt uns itzt zwar nicht an Tapferkeit,
Den Staat kühn zu behaupten, wenn ein Volk
Es wagen wollte uns ihn abzunehmen;
Doch dächten wir auch itzt so kühn, so groß:
Wer bürgt' uns dächten unsre Kinder so?
Darum, und auch um das Gewicht
Der Staaten gleich zu halten, wollen wir
Nicht gerne, daß der ehmals große Staat
Von Rom sobald schon gänzlich unterliege.

Regulus.

Schweig Punier!

Mago.

Und du hör' uns erst aus.
Dieß, und noch mehr're Gründe, die zu wissen
Dir wenig nützet, haben uns bewogen
Dich frey zu geben; aber wir bedingen
Uns großmuthsvoll auch eine Kleinigkeit
Für unsern Staat von dir anitzt noch aus.

Regulus.

Nur eine Kleinigkeit, und diese wäre?

Afer.

Wir wissen, daß beym Volk du viel vermagst;
So unterstütz' uns dann, wenn im Senat
Wir unsern Auftrag, den uns unser Volk
So vortheilhaft für euch ertheilet hat,
Den Häuptern eures Staats und eurem Volk
Zur Billigung, auf eurer Curia,
Und auch im Forum öffentlich darlegen.

Regulus.

Ich, unterstützen euch?

Mago.

Warum das nicht?

Regulus.

Ihr seyd ja schon so gut wie halb besiegt.

Afer.

Wir? stolzer Regulus! wir halb besiegt?
Gewiß du irrst, und wann du dieß erkennst,
Dann ists zu spät für dich geirrt zu haben.

Auf und entschließe dich! und zaudre nicht;
Denn wiße: hast du dich nicht bald entschlossen,
Ob du den Vorschlag, den uns unser Volk
Zum Frieden für euch mitgab, der zur Freyheit
Zugleich dir hilft, mit unterstützen willst;
So gehst du wiederum dorthin zurück,
Zum finstern Kerker hin, von wo du kamst.
Und da — —

Regulus.

So bringe mich denn nur zum Kerker hin!
Was säumst du?

Mago (mit verbißner Wuth.)

Regulus!

Afer (zum Mago.)

Kennst du die Römer nun?

Mago (zum Afer.)

Ich kenne sie durch deine Unvorsicht.
Komm, laß uns gehn! (Zum Regulus.) Und du entschließ dich bald.

(Gehn Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Regulus (allein.)

So weit wär' es denn nun mit mir gekommen,
So weit schon? Ha! wie sich der Römer beugt!
Der Feige, seht doch, wie das Sklavenwammus
Ihn schmückt! Die Kette! Ha! Seht, wie sie klirrt!
O großer Jupiter, wie sank dein Volk!
O daß ich seinen Fall erleben muß!
Warum fiel ich denn nicht in wilder Schlacht?
Warum? — — Damit ich einst den stolzen Punier,
Damit Carthago ich — die Sklavenstadt,
Wie niedrig war sie sonst nicht gegen Rom! —
Damit ich diese Stadt, stolz im Triumph,
Und im Triumphe über Rom erblickte!

Nur

Nur darum? — — Nein. O großer Gott
Quirin!
War dieß dein Wille! Nein, das kannst du
nicht.
Ich faße Muth. -- Darum ließt du mich
leben,
Damit durch mich sich wieder Rom erhöb'.
Dieß seh ich ein; ich will's. (Kniet nieder.)
O du Quirin!
Der du mich würdigst itzt für Rom zu
sterben,
Dir dank' ich; gieb, daß itzt durch meinen
Tod
Aufs neue Rom sich wiederum erhebe.
(Steht wieder auf.)
Doch, horch, wer kömmt? — —

Vierter Auftritt.

Attilia. Livius. Claudius. Regulus.

Regulus.
Was seh ich? Ach, sie sind's!
O großer Jupiter, gieb du mir Kraft!

Attilia.

So hab ich denn dich wieder, Regulus?
Wie lange hab' ich nicht auf dich geharrt!

Die beiden Söhne (zugleich.)

Willkommen Vater! kömmst du wieder heim?
Liebst du uns noch? O Jupiter! du schweigst?

Regulus.

Ich schweige, meine Kinder! ja die große Freude
Hemmt mir die Zunge. Meine Gattinn! Ach!
Und meine Kinder! (Umarmt sie wechselsweise. Pause.)

Attilia.

Du bist wieder mein.
O welche Wonne! Du bist wieder da.

Livius.

Du lehrst nun wieder uns die Waffen führen,
Du giebst uns Lehren, giebst uns Unterricht.
Welch Glück für uns!

Claudius.

Wie froh ist unsre Mutter!
Wie froh sind wir, denn du bist wieder
da!

Attilia.

Komm mit nach Rom! wie wird sich
nicht das Volk,
Wie wird sich der Senat zugleich nicht
freun?
Komm mit —

Livius.

Ja, lieber Vater, laß' uns ei-
len.
Der Abend bricht herein, und Alba liegt
Von Rom doch ziemlich weit.

Claudius.

Komm, zaudre nicht!

Regulus.

Das geht so nicht, ich reis' mit den Le-
gaten.

Attilia.

Mit den Legaten, du? Du bist ja frey.

Regulus.

Frey? Wenn ich will.

Attilia.

Und warum willst du nicht?

Regulus.

Bist du nicht Römerinn?

Attilia.

Ich denks zu seyn.

Regulus.

So weißt du, sagt' ich dir's auch gleich nicht, wohl,
Daß eine Römerinn sorgfältig stets
Vermeidet ihres Mann's Geheimniß zu erforschen.

Attilia.

Ich weiß es; aber du, mein Regulus,
Weißt auch, daß ich Geheimnisse bewahren,
Wohl besser noch wie nur ein Mann, vermag.

Regulus.

Das weiß ich, Traute! — Aber horch, wir werden,
Wie's scheint, gestört.

Fünfter Auftritt.

Afer. Mago. Vorige.

Afer.

Wirst du dich bald entschließen?
Die Zeit verfliegt, wir wollen noch nach Rom.
Sprich! willst du willigen in die Bedingung,
Die dir Carthago durch uns vorgelegt?
Ja oder Nein?

Regulus.

Ich gehe mit nach Rom.

Mago.

Und unterstützest unsern Antrag da?

Regulus.

Das lehrt die größte Lehrerinn, die Zeit.

Mago.

Die Zeit? — Gewiß du sprichst zu unbestimmt.
Sprich deutlicher! willst oder willst du nicht?

Regulus.

Ich geh mit euch nach Rom, dieß sagt' ich ja.

Afer.

Das that'st du; aber ist das wohl genug?

Regulus.

Und warum kann es dir noch nicht genügen?
Ich geb' euch meine Freyheit ja zurück,
Sind meine Reden eurem Wunsch nicht gleich.

Mago.

Und glaubst du noch, dieß sey für uns genug?
Du denkst gewiß, es sey ganz einerley,
Ob du zum Volk' für oder wider uns,
Für oder wider unsern Vorschlag sprichst? —
Nein, Regulus! beym ersten Blicke schon
Bemerkten wir, du wolltest nur nach Rom,
Um dort dem Volk' vom Frieden abzurathen.

Regulus.

Ein Römer bleib' ich, und im Krieg gefangen.

Ich bin nicht Sklav', wie du, von Jugend auf:
Deswegen red' ich nicht im Sklavensinn.

Mago.

Verruchter! wie du wagst? — —

Regulus.

Ich wage nichts.
Wem römische Cohorten einst gehorchten,
Der stirbt mit Muth und scheut nicht nahen Tod.
Macht was ihr wollt, ich bin in euren Händen.
Bringt mich nach Rom, wie eu'r Senat es will;
Und fürchtet dort ihr meine freye Zunge,
So kommt, ich gehe wieder nach Carthago.

After.

Kennst du das Schicksal, was dich dort erwartet,
Den grausenvollen Tod, der deiner harrt?
Drum rath ich dir um deines Lebens willen,
Sprich, wie es der Senat dir auferlegt.

Regulus.

Ich rede, wie ein freyer Römer soll.
Jetzt kommt — —

Afer.

Geh nur voraus, wir folgen auf dem Fuße.

Regulus.

Kommt, lieben Söhne! komm, Attilia!

(Regulus, Attilia und die beiden Knaben gehn ab.)

Sechster Auftritt.

Afer. Mago.

Afer.

Er ist mißlungen, unser Anschlag, Mago!
Da siehst du, was dein stumpfer Witz vermag.

Mago.

Was stumpf? Um einen Eber zu bekriegen

Taugt dir der Fuchsbalg nichts, nur eine
derbe Lanze.
Ha, kenntest du die Römer so, wie ich?

Afer.

Du kanntest sie, und magst sie nicht be=
reden?

Mago.

Berede den, der listiger, als du!
Sie lassen nicht als Knaben mit sich spie=
len;
Nur Aug' im Auge muß man fest sie
fassen.

Afer.

Wie willst du nun zu unserm Zweck ge=
langen?

Mago.

Zum Zweck? Durch unsern Regulus. Wie
sonst?

Afer.

Er hat ja alles rundum ausgeschlagen.

Mago.

Und doch gelingt nur unser Plan durch ihn.
Ich hoff' gewiß, daß er ihn uns voll=
führt. —

Doch, der Centurio von Rom wird auf uns warten.
Komm, laß uns eilen, Freund!

Afer.

Auf, auf, nach Rom!

(Beide gehn ab.)

Siebenter Auftritt.

Regulus Wohnung in Rom.

Regulus (allein.)

Hier bin ich wieder, wo der Freuden viel',
Käm ich als Sieger, mich erwartet hätten.
Hier hab ich oft als Knabe froh gespielt,
Als Jüngling meinen Durst nach Ruhm genährt,
Oft prunkt' ich hier, als Mann, im Lorbeerkranz;

Und nun als Greis, in niedre Sklaven-
tracht
Gekleidet, darf der Sieger mir gebieten?
O Glück! wo bist du hin? Ha, du entflohst!
(Geht einige Zeit unruhig auf und nie-
der.)
Ha wie so schwer wird's mir, die Kinder
zu verlassen,
Und dich, mein Weib! ihr gabt mir See-
ligkeit.
Und nun —— und nun — (Er verstummt,
dann gefaßter.) Doch Regulus
sey Mann.
Ein ächter Römer fürchtet nicht den Tod!
Wer kömmt?

Achter Auftritt.

Claudius. Livius. Regulus.

Regulus.

Seyd ihr es, Söhne?

Beide zugleich.

Ja, Vater! uns verlangt nach dir.

Livius.

Die Mutter sagt, du wolltest uns verlassen.
Nicht wahr, sie scherzt?

Regulus.

Ach! leider, spricht sie wahr,
Bald muß ich mich von euch, ihr Lieben, trennen.

Livius.

Nichts trenn' uns, als der Tod;

Regulus.

O lieber Sohn!
Ha, um mein Vaterland nicht zu beschimpfen,
Geh ich ins Land der Carthager zurück;
Dort wartet mein der Tod.

Claudius.

Der Tod erwartet dich?
O lieber Vater bleib bey uns auf immer!

Regulus.

O, wüßtet ihr die schreckliche Geschichte!

Claudius.

Die Mutter hat sie eben uns erzählt.

Regulus.

Und wie? ihr wagt's noch mich zurückzu-
halten?
Entfernt euch, ihr seyd meine Söhne
nicht,
Ihr stammet nicht aus ächtem Römerblut!
Fort, sag ich, denn ich will euch nicht
mehr sehn.

Livius.

Ha, Regulus! du bist mein Vater nicht.
Wer so, wie du, sein eignes Blut be-
schimpft,
Wer so wie du den Sohn entehren kann,
Der hat kein Recht zum Vaternamen
mehr.

Claudius.

Komm Bruder, komm, ich bin sein Sohn
nicht mehr!
Auf! fort von hier, er hat uns ja ver-
stoßen.

Regulus (sehr bewegt.)

Ha, meine Kinder, das erwartet' ich.
Ein ächtes Römerherz beut nur Verach-
tung

Dem, der es nicht nach seiner Würde
schätzt.
Geringschätzung und Haß, wie mächtig
würken
Sie auf das Herz, das Edelmuth em-
pfing!
Wie wird nicht diese Würkung noch ver-
mehrt,
Wenn der, von dem wir wahre Liebe
hoften,
Uns hassen kann und unsern Werth ver-
kennt!
Umarmet mich! vielleicht zum letztenmahl.
(Umarmt sie.)
Bald werd' ich mich von eurer Seite
trennen.

Beide zugleich.

O Vater! so verläßst du würklich deine
Kinder?

Regulus.

Ich muß! Mich ruft der Ruhm des Va-
land's.

Claudius.

So nimm mich mit hinüber nach Carthago.

Livius.

Ich folge dir als Waffenträger nach.

Regulus.

O meine Kinder! trägt ein Sklav auch
Waffen?

Livius.

Ein Sklave? Bist du nicht im Krieg ge-
fangen?

Regulus.

Ja, die Barbaren achten nicht des Rechts.

Claudius.

Da kömmt die Mutter.

Neunter Auftritt.

Attilia. Vorige.

Attilia.

Theurer Regulus!
Man wartet dein. Bald wird er sich ver-
sammeln,
Dem du jetzt rathen sollst, der römische
Senat.

Ich weiß, du stirbst fürs Vaterland voll
Freude,
Und räthst, was unserm Land zum Besten
dient.

Regulus.

Da spricht die ächte Römerinn aus dir.
Ja, meinen Tod will ich mit Freuden ster-
ben,
Da du mir meine Söhne nun erziehst.

Attilia.

Und ist denn gar kein Mittel auszufinden,
Was dich rettet?

Regulus.

Nein! Auch sterb ich gern.
Carthago muß, das weiß ich, bald sich beu-
gen,
Dann rächen Rom und meine Kinder
mich.

Beide Söhne zugleich.

Ja blutig rächen wir dann unsern Vater!

Attilia.

Es sey, ich bin gefaßt! Ich sehe klar,
Dein Schicksal ist nicht von dir abzuwen-
den.

So

So leb' dann wohl; denk an Attilia!
Umarme mich, umarme deine Söhne.
(Umarmen sich.)

Regulus (zu den Knaben.)

Erfüllet ihr einst euren festen Schwur,
So rüst' euch Herkules mit Tapferkeit,
Und Nemesis umwölke euren Geist,
Bis von Carthago nichts mehr übrig ist!

Die beiden Knaben zugleich.

Ha, Vater, wie du redest, so gescheh's!

Regulus.

Mir fehlt mein Schwert, auch mag ich keins mehr führen,
Sonst müßtet euren Schwur ihr hier erneuern. — (Zu Attilia.)
Du, Theure! lebe wohl und denke mein.

Attilia.

Und stirbst du deinen wahren Heldentod,
So denke mein, und sey versichert dann,
Wenn deine Söhne erst erzogen sind,
Folgt nach Elysium dir Attilia.

Regulus.

Ha, das war brav! So spricht die Römerinn,

Die Frau, in deren Brust nur Freyheit
wohnt!
Doch jetzt muß ich auf ewig euch verlassen.
Ich bitte euch, folgt mir nicht weiter nach:
Was wollt' ihr meinen Tod mir noch er-
schweren!
Lebt wohl! auf ewig wohl, und denket
mein.

Attilia.

Es sey. Leb' wohl!

Die beiden Knaben zugleich.

O Vater! lebe wohl!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Römische Senatsversammlung.

Erster Auftritt.

Volumnius. Piso. Flavius. Römische Senatoren. Die Carthagischen Gesandten. Regulus. Lictoren. Volk.

Volumnius (zu den Gesandten.)
Wir haben eure Vollmacht gut befunden.
Jetzt tretet ab. — Du bleibe Regulus!
Du weißt weswegen du nach Rom gekommen?

(Die Gesandten gehn ab.)

Regulus.
Ja.

Piso.
Was räth'st du uns dann jetzt?

Regulus.

Den Krieg.

Volumnius.

Den Krieg zu deinem Schaden?

Regulus.

Des Feldherrn Schade ist des Staates Vortheil.
Carthago's Kräfte sind längst so erschöpft,
Daß es nur wenig Jahre mehr sich hält.

Piso.

Ist das dein Ernst?

Regulus.

Ich pflege nie zu scherzen,
Am wenigsten in der Senatsversammlung.
Ruft die Gesandten. (Zu den Lictoren.)

Volumnius.

Bleibt! (Zu Reg.) Du bist deinem Volk
Ein Leben, lang' noch, zu erhalten schuldig,
Was ihm so viele Dienste schon geleistet;
Und wolltest nun muthwillig es verscherzen?
Du sollst zum Vortheil der Carthager rathen,
Und räthst zu ihrem Schaden, stürzst dich ins Verderben:

Denkst du nicht deiner Söhne, deiner Gattinn?

Regulus.

Ich habe längst von ihnen mich getrennt.
Das Vaterland hat Freud' mir viel gewährt,
Drum muß ich guten Rath ihm auch gewähren.

Piso.

Und hört nicht alle diese Hülfe auf,
Wenn du nicht wieder freyer Römer wirst?

Regulus.

Das Schrecklichste blieb euch noch unbekannt:
Komm ich nach Carthago, so harrt mein Tod!

Der Senat.

Der Tod? Schmerzhafter Tod?

Das Volk.

Den treffe wieder Tod,
Der seine Hand an dich zu legen wagt!

Regulus (zu den Lictoren.)

Gebietet Ruhe dort.

Flavius.

Wie? Regulus, du stirbst!

Ha! eher sterben die, die dir den Tod gedroht.

(Zum Volk.) Auf laßt uns jene tödten!

Regulus.

Du willst das heil'ge Völkerrecht verletzen?

Flavius.

Und haben's die Carthager nicht verletzt?

Regulus.

Wenn gleich Barbaren oft Gesandte tödten,
So sind sie doch deswegen Römern heilig.
Ha, du Barbar! Jich glaubte, du wärst Römer.

Volumnius.

Hör an: das Vaterland braucht deine Hülfe;
Wer soll es schützen, wer den Krieg noch führen,
Wenn du uns fehlest?

Regulus.

Ihr braucht Carthago nicht mehr zu bekriegen.
Bald wird durch eigne Schwäche es zertrümmert,
Wenn anders recht mein schwaches Auge sah.

Denn darum hat man mich nach Rom gesandt,
Damit ich euch für sie um Frieden bäte.
Sie wähnten Regulus heg' Sklavensinn,
Wie sie. Weh ihnen, daß sie irrten!
(Zu den Lictoren.) Ruft die Gesandten her.

Zweiter Auftritt.

Afer. Mago. Vorige.

Afer.

Und was hat der Senat denn nun beschlossen?

Volumnius.

Ihr Bothen von dem Rathe zu Carthago,
Hört was durch mich zu euch die Römer reden:
Krieg ist der Wunsch, wonach das Volk gelüstet.
Kann nur durch Frieden Regulus uns werden,
So räche Krieg den Tod des tapfern Mannes.
Ich weiß, ihr habt im Sinne ihn zu tödten.

Mago.

Wir werden thun, was uns zu thun gelüstet.

Komm, Römer, wieder an die Sklavenkette!

Volk (murrend.)

Schlagt todt den Hund, der unsern Feldherrn schmähet!

Regulus.

Zurück! Liebt ihr noch euern Regulus,
So achtet nicht, was dieser Tolle redet.

Afer.

Und Mago, wo du nicht die Zunge bändigst,
So wisse, daß ich dich als Sklav behandle.

(Die Gesandten führen Regulus ab.)

Der Vorhang fällt.

Der Jockey.

3.

Der Jockey.

Ein Lustspiel

in zwey Akten.

Minne hat Wetzel curallir Cit
Wohl em dem Minne gut Ende git.
Walther von der Vogelweide.

Personen.

General von Holberg, außer Diensten.

Ferdinandine, seine Tochter.

von Feldbusch, Consistorial-Assessor.

Hauptmann von Streithorst.

Hofrath von Sarnim.

Lieutenant von Wahrenfels.

Luise, Kammerjungfer des Fräuleins.

Gustav, Jockey des Generals.

Martin, Reitknecht des Hauptmanns.

Bediente.

Das Stück spielt auf einem Gute des Generals, in einem Familiensaal: die Handlung dauert von Morgen bis gegen Abend.

Erster Akt.

Erster Auftritt.

Ferdinandine. Luise.

Ferdinandine.

Heute wird er also schon kommen, sagst du?

Luise. Ja, gnädiges Fräulein, wenn Gustav mir anders nichts Falsches erzählt hat.

Ferdinandine. Daß ich es doch so lange habe verschieben müssen, ernstlich mit meinem Vater zu reden; ihm aufrichtig mein Herz zu eröffnen! Vielleicht hätte er sich erweichen lassen.

Luise. Vielleicht ist es noch nicht zu spät, gnädiges Fräulein, und wer weiß, wenn Sie . . .

Ferdinandine (hastig.) Wenn ich, wenn ich — rufe mir den Hofrath her, ich muß ihn sprechen.

Luise. Sogleich.

(Geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Ferdinandine (allein.)

Wie unglücklich bin ich nicht, daß ich mein Herz zu früh weggab, es einem Mann gab, der meinem Vater zuwider ist! — Zwar bin ich nicht so schuldig, als ich meinem Vater scheinen muß. Wie konnte ich glauben, daß er, den ein ungerechter Fürst seiner militärischen Ehrenstelle entsetzte, dem der Krieg zwey hoffnungsvolle Söhne raubte, daß er seine Tochter aus Vorliebe zum Soldatenstande nie einem Civilisten geben würde? wie konnte ich von dem Familienpact wissen, durch den ich schon in der Wiege mit einem Herrn von Streithorst verlobt bin? Konnte es mir

nur im Traum einfallen, daß Sarnim, der vollkommenste Mann, den ich je sah, von meinem Vater eine abschlägliche Antwort erhalten würde? — — Doch mich dünkt, ich höre ihn kommen.

Dritter Auftritt.

Ferdinandine. Hofrath von Sarnim.

Hofrath. Sie ließen mich rufen, theuerste Ferdinandine, und ich eile auf den Flügeln der Liebe, um Ihnen zu gehorchen. Haben Sie wohl geschlafen?

Ferdinandine. Ja, lieber Hofrath; aber lassen Sie uns ernsthaft und weniger poetisch mit einander reden, mein und Ihr Glück sind dabey interessirt.

Hofrath. Unser Glück? — O reden Sie, Ferdinandine, reden Sie, Sie versetzen mich in eine Angst . . .

Ferdinandine. Die Sie auch gegründet finden werden, wenn Sie anhören wollen, was ich Ihnen zu sagen habe.

Hofrath. Nun?

Ferdinandine. Wir wollen uns setzen, so spricht's sich besser. (Setzen sich.) Hören Sie an. Mein Vater hatte, als er noch in Heßischen Diensten war, einen so guten Freund an dem geheimen Rath Streithorst, daß er beschloß, einst in der Folge nur eine Familie mit der Streithorstischen zu bilden. Deswegen ward ich schon in meiner frühen Jugend mit dem Sohn des geheimen Raths versprochen, und sollte, so bald er versorgt und ich herangewachsen wäre, mit ihm verheirathet werden.

Hofrath. Und Ihnen gefiel dieses wechselseitige Versprechen?

Ferdinandine. Ich dachte nicht im Ernste daran. Ich war damals in einem Alter, wo ich kaum wußte, was rechts oder links war. Ein Bräutigam, oder eine Puppe, ein Eheversprechen für die Zukunft, oder eine Haube à la Dauphin, hatten gleiches Interesse für mich. Und denn die Wahrheit zu gestehen, so war auch Karl Streithorst kein unebener Junge.

Ueberdieß wollte mein Vater diese Verbindung, und seine Bitten hielt ich für Befehle.

Hofrath. Aber war Ihnen denn dieß Versprechen so ganz aus den Gedanken gekommen, als Sie mir ihr Herz schenkten, als Sie mir auf meine heißen Bewerbungen, ich mag nicht sagen, Liebe — vorspiegelten? O Ferdinandine, wie war es Ihnen möglich, mit einem Manne zu scherzen, dessen Glück und Unglück bey Ihnen stand, dessen einzige Freude Sie waren, und dessen Ruhe, da er Sie verlor, nun auf ewig dahin ist?

Ferdinandine (sehr gerührt.) O Franz, wie ungerecht handeln Sie! Sie strafen mich ungehört; ich kann mich vertheidigen.

Hofrath (ungeduldig.) Nun?

Ferdinandine. Karl und ich wuchsen heran, er ging auf die Akademie. Unterdessen war der Krieg geendigt, den mein Vater bey der französischen Armee, als Freywilliger, mitgemacht hatte. Meine Brüder waren darin geblieben; meinem

Vater entriß Cabale seine Stelle, und er zog sich auf sein Landgut zurück. Der junge Streithorst kam nach Hause und verliebte sich in eine Predigerstochter, ja er ging so weit, sie sogar heimlich zu heirathen, da sein Vater seine Liebe nicht billigte. So bald der geheime Rath Nachricht von diesem Schritte seines Sohns erhielt, suchte er ihn zu entfernen, und verschafte ihm eine Offiziersstelle unter den Heßischen Truppen in Amerika. Bald darauf starb er am Schlagfluß. Seit vier Jahren hatte mein Vater nichts von Karln gehört, und daher glaubte ich meines Worts entbunden zu seyn, da er überdem schon sein Herz an eine Andere vergeben hatte. Aber wie erschrack ich, als mir mein Vater vorgestern einen Brief von ihm zeigte, der aus Hamburg datirt, und durch einen Zufall auf der Post liegen geblieben war, nach dem er heute eintreffen will, um alles in Richtigkeit zu bringen.

Hofrath. Und wie steht es denn um seine Frau?

Ferdinandine. Davon hat man nichts weiter gehört.

Hofrath. Nichts weiter gehört?

Ferdinandine. Nein! denn so wie Karl nach Amerika abging, verschwand sie.

Hofrath. Und was denken Sie itzt zu thun?

Ferdinandine. Ich will meinen Vater ausforschen, ob er sich nicht vielleicht von seinem einmal gefaßten Entschluß abbringen läßt.

Hofrath. Wenn er nun aber darauf besteht, daß Sie Streithorsts Gattinn werden sollen?

Ferdinandine. Dann — ja — werde ich mir auf andre Art zu helfen suchen. Doch warum sollen wir gerade das Schlimmste vermuthen?

Hofrath. Weil — weil — weil man doch immer eher unvermuthete Freude, als unvermuthetes Leid erträgt. Aber es scheint, wir werden gestört.

Vierter Auftritt.

Vorige. Gustav.

Ferdinandine. Wen suchst du, Gustav?

Gustav. Sie, gnädiges Fräulein. Ihr Herr Vater läßt Ihnen sagen, Sie möchten ihn hier erwarten; er wünscht Sie zu sprechen.

Hofrath. So will ich nur gehn. Ich möchte ihm doch nicht gern sogleich gradezu in den Wurf kommen.

Ferdinandine. Und wofür scheuen Sie sich? Sie sind ja Freund vom Hause.

Hofrath. Und als Freund vom Hause bin ich bey einer solchen Unterredung zwischen Vater und Tochter unter vier Augen überflüßig. Ueberdem lasse ich ja unsere Angelegenheiten in guten Händen.

Ferdinandine. Aber Sie können sie ja besser unterstützen.

Hofrath. Ein Geschäft ruft mich,

gnädiges Fräulein, ein Geschäft, das — das sich unmöglich verschieben läßt.

Ferdinandine. Aber lassen sich denn unsre Angelegenheiten verschieben.

Hofrath. Je vous prie ma chere, de vous menager un peu en presence de cet Garçon là (deutet auf Gustav) il pourroit trahir nos liaisons, quand vous parlerez ainsi tout nettement.

Ferdinandine (etwas aufgebracht.) O il trahira rien, c'est un enfant et au surplus il sçait se taire. Vous faites d'une mouche un elephant.

Hofrath. Nous verrons ma chere, nous verrons.

Gustav. O oui Monsieur le Conseiller nous verrons, que quoique je ne sois qu'un domestique, j'aurai une ame plus noble que la votre. (Er hat unterdessen im Zimmer aufgeräumt und von Zeit zu Zeit seinen Unwillen bezeugt.)

Hofrath. Pardi ce drole de Garçon sçait parler ~~français~~, il nous a écouté, ainsi tout sera perdu ma chere si vous

ne sçavez pas l'appaiser. (Er küßt dem Fräulein die Hand.) Leben Sie wohl, Theure, meine Geschäfte rufen mich. (Er will Gustav auf die Schulter klopfen, der ihm aber ausweicht.) Nun, du wirst doch wohl auch noch dich zufrieden geben.

(Geht ab, Gustav will nach, Ferdinandine hält ihn zurück.)

Fünfter Auftritt.

Ferdinandine. Gustav.

Ferdinandine. Gustav, ich habe dich hier behalten um dir anzukündigen, daß du gleich aus dem Hause mußt, sobald wieder etwas Aehnliches vorfällt.

Gustav (weinend.) Aber, gnädiges Fräulein, was habe ich denn gethan, daß Sie mir auf einmal so böse sind? Sie waren ja sonst so gut.

Ferdinandine. Du hast die Achtung aus den Augen gesetzt, die du gegen deine Herrschaft haben sollst. Deine Kindheit

schützt dich noch, und deine Armuth, sonst
= = = Du weißt, ich rede nur ein Wort mit
meinem Vater.

Gustav. O gnädiges Fräulein, Sie
werden mich doch nicht wieder dem Zustande
überlassen wollen, aus dem Sie mich
erst herausgerissen haben? Nein, so hart
können Sie nicht seyn.

Ferdinandine. Führe dich gut auf,
sonst stehe ich für nichts.

Gustav. O wenn's nur darauf ankömmt, so sollen Sie nie wieder über mich
zu klagen haben.

Ferdinandine. Ich will's hoffen.
(Gustav will gehn.) Noch eins, wo hast du
denn französisch gelernt?

Gustav. Bey meiner Mutter, sie
sprach es sehr gut.

Ferdinandine. Die alte Bauerfrau?
Sie konnte ja nicht einmal deutsch — —
Gustav! Gustav! wo ich dich auf einer Lüge ertappe.

Gustav (trotzig.) Auf einer Lüge? Gnädiges Fräulein, das lasse ich mir nicht vor-

werfen. So lange er lebt, hat Gustav noch nicht gelogen, und wird es auch künftig nicht thun.

Ferdinandine (ernst.) Gustav, gleich entferne dich, ich halte Wort.

Gustav (wie oben.) Lieber will ich hungern, als solche Vorwürfe leiden.

Ferdinandine (gütig.) Du gefällst mir Gustav, du kannst einmal gut werden, wenn du dir Mühe giebst. (Gustav wird gerührt.) War die alte Bauerfrau deine Mutter?

Gustav. Nein! Die starb in meinem achten Jahre, ihr Seegen und ein Ring, den sie mir gab, und woran ich einst, wie sie sagte, meinen Vater erkennen könnte, war alle ihr Nachlaß. Der Seegen hat seine Wirkung geäußert; erst nahm die arme Alte, und hernach Ihr Herr Vater auf Ihre Vorsprache mich auf.

Ferdinandine. Und der Ring?

Gustav. Ich hoffe noch immer einst durch ihn meinen Vater wieder zu finden, und dann soll er Ihnen und Ihrem gnädigen Herrn Vater für alles das danken,

was Sie an mir thun, und was ich Ihnen nur erst spät werde vergelten können.

Ferdinandine (küßt Gustav.) Guter Junge! denke stets so und es muß dir wohlgehen.

Gustav. O wie wäre es möglich in einer solchen Familie andre Gesinnungen zu hegen! und doch : : :

Ferdinandine. Nun?

Gustav. Sie scheinen den Herrn genau zu kennen, der eben fortging?

Ferdinandine (erröthet.) Den Hofrath von Sarnim meynst du?

Gustav. Ihn selbst, gnädiges Fräulein! o ich weiß Dinge von ihm zu erzählen — —

Ferdinandine (verwundert.) Du — von ihm?

Gustav. Ich würde ihm gewiß keine Minute trauen.

Ferdinandine (zornig.) Gustav, ich bin zu gut gegen dich gewesen, verlaß mich und das gleich.

Gustav (niedergeschlagen.) Daß Sie mir

auch nie glauben wollen, wenn ich so gerne Sie warnen möchte!

Ferdinandine (wie oben) Soll ich dir meinen Befehl wiederholen?

Gustav. Ich gehe ja schon.

(Geht betrübt ab.)

Sechster Auftritt.

Ferdinandine (allein.)

Nein, so weit soll es nicht kommen, daß auch Kinder meine Liebe mißbilligen! — —

(Geht hastig auf und ab, dann wird sie ruhiger.)

Aber daß ich auch den armen Jungen sogleich fortschickte, ohne ihn anzuhören! Ich hätte ihn doch wenigstens nach seinen Nachrichten fragen können, die ihm gewiß von Andern in den Kopf gesetzt sind! Mußte ich seinen guten Willen so belohnen? Pfuy Ferdinandine, das war nicht edel! Aber wars denn edler mit dem Bedienten zu klatschen? — Freylich, Gustav leidet eine Ausnahme; er ist so ein sanfter, hübscher,

edler

edler Knabe, und besitzt bey seinen zwölf Jahren ein gesetztes Wesen, das nur frühes Leiden ihm verschaft haben kann. (Sie sitzt eine Zeitlang staunend.) — Ich will mich doch näher darnach erkundigen.

Siebenter Auftritt.

Ferdinandine. Gustav. Dann Herr von Feldbusch (mit einem Folianten unter dem Arm.)

Gustav (tritt ein.) Herr von Feldbusch will die Ehre haben.

Ferdinandine. Es wird mir angenehm seyn. (Gustav ab.) Was mag der wollen?

Feldbusch. Unterthäniger Diener, mein scharmantes gnädiges Fräulein. Ich nehme mir die Freyheit, Ew. Gnaden einen angenehmen guten Morgen zu wünschen. Hodie mihi cras tibi, da Sie doch vor acht Tagen mich mit Dero gnä-

digen Herrn Vater in der Stadt, Morgens fünf Minuten nach sieben Uhr, (dieß liest er aus einer Schreibtafel ab, die er aber gleich wieder in die Tasche steckt) zu überraschen die Gnade hatten; so nehme mir die Freyheit, heute (zieht eine altväterische Uhr heraus und sieht darnach,) zwey und eine halbe Minute nach neun Uhr, Ihnen Beyderseits meine unterthänigste Aufwartung zu machen.

Ferdinandine. Ich danke Ihnen für Ihre Attention und Galanterie, Herr Assessor.

Feldbusch. Ah, ah, Gregorius von Feldbusch, Assessor eines ehrwürdigen Consistorii, Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf Falldorf, Klarenbach und Leuchtenfels, Mitglied der exegetischen Gesellschaft zu Stockholm, der Societé harmonique zu Strasburg, und mehrerer Bienengesellschaften, weiß zu leben. Ha ha ha ha! (Lacht herzlich und legt seinen Folianten mit vielen Complimenten auf den Tisch.) Indeß tuto et jucunde, mein gnädiges Fräulein, tuto

et jucunde, haben Sie doch die Gnade und würdigen Sie mein Stammbuch Ihrer gnädigen Handschrift.

Ferdinandine. Von Herzen gerne, lieber Herr Assessor, von Herzen gerne, wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht. Aber ich muß gestehen, das Format des Stammbuchs ist ein wenig groß.

Feldbusch. Und doch muß ich Sie ersuchen, sich oben ganz an den Rand und zwar nur mit wenigen Worten einzuschreiben. Ich lasse gerne viel Platz auf der Seite, um jedesmal den ganzen Lebenslauf des, der sich einschrieb, was ich je mit ihm sprach, und weiter beyzufügen, kurz, ein vollständiges curriculum vitae.

Ferdinandine. Aber warum geben Sie sich eine solche erstaunliche Mühe?

Feldbusch. Explicabo. Das will ich Ihnen erklären, gnädiges Fräulein. Sehn Sie, ich bin ein Mitarbeiter an verschiedenen Journalen. Alle Monate muß ich da einen frischen Aufsatz einliefern. Was soll ich machen? man will sich doch nicht

gerne ausschreiben. Da nehme ich denn mein Stammbuch zu Hülfe, blättre darin herum, und setze aus den mancherley Geschichten dann und wann etwas zusammen, was sich hübsch lesen läßt, und was die Welt für Original hält. Unsere Unterredung soll nächstens im Archiv der Schwärmerey und Aufklärung paradiren.

Ferdinandine. Aber mein Gott, wir sprechen ja von nichts, das auf Aufklärung Bezug hätte!

Feldbusch. Desto eher gehört es dahinein.

Ferdinandine. Aber können Sie denn alles behalten, was wir mit einander sprechen?

Feldbusch. Ich habe in der Tasche alles nachgeschrieben.

Ferdinandine. Ich muß gestehen, Herr Assessor, daß ich mich über Ihr Betragen wundere. Doch genug davon. Es scheint, als käme jemand.

Achter Auftritt.

Vorige. Gustav. Dann der General.

Gustav. Ihro Excellenz kommen.

Feldbusch. Wissen Seine Excellenz, daß ich hier bin?

Gustav. Ich habe Sie gemeldet, und Sie wollen hier mit Ihnen reden.

Feldbusch. Gut das.

(Der General tritt ein.)

General (zu Gustav, der abgehen will.) Gustav, wenn jemand nach mir fragt, so bringe ihn hieher.

Gustav. Sehr wohl, Ihro Excellenz!

(Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Vorige, ohne Gustav.

General. Ganz gehorsamer Diener, Herr Assessor, ich freue mich] Sie wohl

zu sehn. Wie hat man denn einmal die Ehre von Ihnen?

Feldbusch. Bitte ganz unterthänig. Eine Geschäftsreise führt mich heute hierdurch, und da wollte ich doch nicht verfehlen, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Dulce : : :

General. Lassen Sie das Französische nur weg, Herr Assessor, ich verstehs nicht. Setzen Sie sich. (Man setzt sich.) Haben Sie schon gefrühstückt?

Feldbusch. Ich bin erst nach dem Frühstück ausgefahren.

General. Wie bin ich denn daran? Es ist ja wahr, es ist schon beynahe eilf Uhr. Nun was giebts guts Neues in der Stadt?

Feldbusch (zieht eine Schreibtafel aus der Tasche.) Erlauben Sie mir gnädigst darüber meine Collectaneen nachzusehen. Doch ich irre, hier steht nichts; denn hier zeichne ich nur die merkwürdigen Rechtsfälle ein: ich habe deren schon so viel gesammlet, daß ich nächstens sie in dreyßig Foliobänden herausgeben werde.

Ferdinandine. Das gestehe ich.

General. Da müssen Sie mehr Geduld zum Schreiben haben, als ich.

Feldbusch. Ach das lernt sich, Ihro Excellenz, das lernt sich. (Als wenn er sich besänne.) Doch, wie ist mir denn? Hier pagina drey steht ja die Erzählung vom Rechtshandel, den der Hofrath von Sarnim mit Mamsell Klara Trautfeld hatte.

Ferdinandine. Der Hofrath von Sarnim?

Feldbusch. Zu dienen.

Ferdinandine. Der Sohn des Regierungspräsidenten?

Feldbusch. Wie ich nicht anders weiß. (Läuft zum Tisch und schlägt den Folianten auf.) Ja ganz recht, hier stehts, hier pagina 1640, sein Vater war Regierungspräsident.

General. Zum Teufel und seiner Großmutter, Herr Assessor! Sie führen ja ein ganz Familienregister bey sich.

Feldbusch. Es ist nur ein Stamm-

buch, Herr General, das ich lediglich zu meiner Aufklärung · · ·

General. So, so! das ist was anders. Erzählen Sie nur weiter.

Feldbusch. Das Frauenzimmer behauptete, sie sey mit besagtem Hofrath verheirathet, er läugnete aber sothanes Vorgeben, nach dem Canon: si fecisti nega.

General. Schon wieder französisch, wie heißt denn das?

Feldbusch. Wenn du etwas begangen so straffällig wäre, so läugne es grade zu.

Ferdinandine. War denn die Klage des Frauenzimmers gegründet?

Feldbusch. Vollkommen, wie es schien. Sie producirte einen Trauschein und vier Kinder · · ·

Ferdinandine (hastig.) Die auf Sarnims Namen getauft waren?

Feldbusch. Ja, gnädiges Fräulein!

Ferdinandine (aufgebracht.) Unmöglich, Herr Assessor! das kann nicht seyn! Sie müssen sich irren!

Feldbusch. Gnädiges Fräulein, ich

begreife zwar nicht, wie sich Dieselben so warm für den Herrn Hofrath interessiren können. Indeß weiß ich sehr wohl, daß ich nicht irre; allenfalls kann ich Ihnen durch Acten bestätigen, was ich so eben vorzubringen die Ehre hatte.

General. Auch mir, Ferdinandine, ist dein Betragen unerklärlich. Du wirst so gut seyn uns jetzt zu verlassen, ich werde dich hernach rufen lassen.

Ferdinandine (vor sich.) O Gott! (Laut.) Ich gehorche, mein Vater!

(Geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Vorige, ohne Ferdinandine. Dann Gustav.

Feldbusch. Ich begreife gar nicht, wie das gnädige Fräulein sich für einen so anerkannt schlechten Menschen, als der Hofrath von Sarnim ist, verwenden kann!

General. So, ist er?

Feldbusch. Sein Umgang mit liederlichen Frauenzimmern ist bekannt; selbst hier im Dorfe unterhält er seine Mätreße.

General (zornig aufspringend.) Hier im Dorfe? (Klingelt, Gustav kömmt.) Gustav, wenn der Hofrath von Sarnim ja zu mir kommen sollte, ich bin nie für ihn zu sprechen.

Gustav. O Ihro Excellenz, da werden Sie das gnädige Fräulein sehr betrüben!

General (faßt ihn bey der Brust und schüttelt ihn heftig.) Meynst du meine Tochter, Junge? Meine Tochter?

Gustav (schüchtern.) O, gnädiger Herr! Ich glaubte nicht, daß das Sie so böse machen würde!

General (läßt ihn sanft los) Ich that dir unrecht, guter Junge. Weswegen sollte das meine Tochter betrüben?

Gustav. Ich darf nichts sagen, Ihro Excellenz!

General (zornig.) Was? Du sollst

aber Junge, ich befehls dir! du mußt aus dem Hause, wenn du nicht im Augenblick alles haarklein erzählst, was du weißt.

Gustav. O, gnädiger Herr! ich habe es ja versprochen. Ich muß mein Wort halten.

General. Ich sehe wohl, du bist verstockt. Aber das Ding soll mir anders werden, oder ich will meinen Kopf nicht sanft legen.

Gustav. Um Gottes willen, Ihro Gnaden, ich darf ja doch mein Wort nicht brechen, und dann der fremde Herr . . .

General. Du hast recht. (Zu Feldbusch.) Darf ich bitten, Herr Assessor, daß Sie mich mit dem Jungen auf ein paar Minuten allein lassen. Sie werden doch diesen Mittag bey mir bleiben?

Feldbusch. Zu Befehl, Ihro Excellenz! zu Befehl. Ich will unterdeß ein paar Touren in dem Garten machen. (Vor sich.) Da verliere ich eine schöne Gelegenheit, mein Stammbuch zu completiren. (Laut.) Ich werde nicht ermangeln,

mich einzufinden, Ihro Excellenz! (Leise.) Ich werde zu horchen suchen. (Geht mit vielen Complimenten ab.)

Eilfter Auftritt.

Vorige, ohne Feldbusch.

General. Nun, Gustav, bleibt dir weiter keine Entschuldigung übrig. Du hast mehrere Pflichten gegen deinen Herrn und Wohlthäter, als gegen seine Tochter. Der Assessor ist weg. Rede, ich will es. Sonst werde ich dich ohne Umstände so behandeln, wie du es verdienst.

Gustav. Sie wollen es. Ich muß gehorchen. Ich weiß weiter nichts, als das: Ich erfuhr diesen Morgen, daß Herr Hofrath von Sarnim ein Mädchen hier im Dorfe unterhalte, und dachte schon nicht mehr daran, als Sie mich zum gnädigen Fräulein schickten, die ich hier mit ihm in einer zärtlichen Unterredung fand. Herr von Sarnim begegnete mir so übel, daß

ich meinen Respekt gegen ihn aus den Augen setzte. Das gnädige Fräulein behandelte mich, wie ichs verdiente; weil ich aber bemerkt zu haben glaubte, sie möge den Hofrath wohl leiden . . .

General. Du hättest das bemerkt? Geh, du bist ein Kind.

Gustav. Aber ich habe doch Augen, gnädiger Herr! ich sehe doch, ob sich jemand liebt oder haßt.

General. Nun?

Gustav. So glaubte ich, es wäre meine Schuldigkeit, dem Fräulein die Aufführung des Herrn Hofraths zu hinterbringen, damit nicht . . .

General. Ich errathe das Uebrige. Rufe mir Ferdinandinen.

Gustav. Um des Himmels willen, gnädiger Herr! Sie werden doch nicht . . .

General (hastig.) Rufe mir Ferdinandinen, sag' ich!

(Gustav geht langsam und traurig ab.)

Zwölfter Auftritt.

Der General (allein.)

Ha, so mußte ich das erleben! Warum ward mir denn nicht auch lieber ein Knabe geboren, so wäre ich alle der Sorgen und Mühe wegen seiner Versorgung überhoben gewesen? Er hätte sich selbst helfen können. Aber warum war ich auch so gütig! Nun werde ich durchgreifen müssen! Verdammtes Schicksal! Lieber kein Kind, als einen solchen Aerger! (Er sitzt eine Zeitlang mit trüben, gesenkten, sinnenden Blick. Indeß tritt Ferdinandine herein.)

Dreyzehnter Auftritt.

Der General. Ferdinandine.

Ferdinandine. Sie ließen mich rufen, lieber Vater!

General. Ja, meine Tochter! Schon lange habe ich an dir ein Wesen bemerkt, das mir fremd war und fremd seyn mußte. Du, sonst das munterste, vergnügteste Mädchen unter der Sonne, wirst mit einem mal still, ängstlich, zurückhaltend, so wie ich dir Streithorsts Ankunft verkündige. Erst heute habe ich bemerkt, daß der Hofrath von Sarnim diese Aenderung bewürkt hat. Gesteh mir aufrichtig, liebe Ferdinandine, habe ich recht gesehen?

Ferdinandine (fällt ihm zu Füssen.) Ja, lieber Vater, Sie irren sich nicht. Ich fand ihn, den vollkommensten Mann unter der Sonne, und wie war es möglich, ihn nicht zu lieben. Wie war es möglich, ihm die Achtung zu versagen, die er so ganz verdient, deren er in jedem Betracht so würdig ist?

General (hebt sie unwillig auf.) Ferdinandine, wie betrübst du mich; ich glaubte, meine Tochter sey ein deutsches Mädchen, ihrer Nation würdig, und sie ist — nur eine Romanheldinn. O Ferdinandi-

ne, wie betrübst du mich! Wolltest du Streithorst auch dein Wort nicht halten, warum gabst du es dem feilen Buben Sarnim?

Ferdinandine (mit Würde.) Bube? mein Vater! Nein, das ist er nicht. O Franz denkt edel, davon bin ich überzeugt.

General. Ist das etwa edel gedacht, eine Frau nehmen, und sie hernach mit den Kindern dem Elende überlassen?

Ferdinandine. O lieber Vater, wenn Sie dem Assessor glauben wollen . . .

General. Ich glaube ihm nur dann, wenn ich untersucht habe. Uebrigens verbiete ich dir vors erste kein Wort mehr mit dem Hofrath von Liebe zu reden, bis ich alles untersucht habe, und ich fordere strengen Gehorsam.

Ferdinandine. Mein Vater, ich werde . . .

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Gustav. Dann der Lieutenant von Wahrenfels und Hauptmann von Streithorst.

Gustav. Der Lieutenant von Wahrenfels und Hauptmann von Streithorst!

General. Laß sie herein kommen. (Gustav geht ab.) Ich hoffe Ferdinandine, du wirst sie wenigstens nicht unhöflich empfangen.

Ferdinandine. O Gott! Erlauben Sie, daß ich mich entferne!

General. Auch das; aber sey hernach desto gefaßter.

(Ferdinandine geht ab, indeß kommen von einer andern Seite Wahrenfels und Streithorst herein.)

General. Ich freue mich, daß ich Sie bey mir zu sehen die Ehre habe, meine Herren!

Streithorst. Auch ich freue mich,

Herr General, den Freund meines Vaters wieder zu sehen.

Wahrenfels. Es freuet mich, daß ich die Ehre habe, Sie kennen zu lernen, Herr General!

General. Lassen Sie sich nieder, ich bitte darum. (Sie setzen sich.) Kommen Sie von der Residenz, Herr Hauptmann?

Streithorst. Nein, Ihro Excellenz! Mein Freund und ich waren zu begierig zu Ihnen zu kommen, als daß wir den langen Umweg hätten machen sollen.

General. Ich danke Ihnen für diese Güte. Sie sind der Herr Lieutenant von Wahrenfels?

Wahrenfels. Zu Befehl, Ihr Excellenz. Ich diene mit Streithorst bey einem Regiment, und daher rührt unsere Freundschaft.

General. Nun, lieber Hauptmann, wie ist es so lange gegangen?

Streithorst. Schlimm genug, Ihro Excellenz, ich verließ Europa mit einem bangen Kummer.

General. Ich weiß, Ihre Heirath. Sie hätten sie weglassen können.

Streithorst. O Ihro Excellenz! Sie dächten billiger, hätten Sie meine Amalie gekannt!

General. Ist sie lange todt?

Streithorst. Sie starb vier Wochen nach meiner Abreise. Nagender Gram hatte ihre Tage abgekürzt! O wie theuer war mir ihr Leben!

General (gerührt) Lassen Sie das gut seyn, Hauptmann! Niemand lebt ewig. Vielleicht bereitet Ihnen die Liebe noch ein besseres Loos.

Streithorst. Ha, ich wähnte es in den Armen meiner mir ehemals so theuern Ferdinandine zu finden; aber wie darf ich auf ihre Liebe rechnen, da schon der Hofrath von Sarnim . . .

General (hastig.) Von Sarnim? — Wie können Sie erfahren haben . . .

Streithorst. Ein Freund aus der Residenz hat mich davon benachrichtiget; es ist das allgemeine Gespräch aller Aßambleen.

General. Sollte der Schurke das ausgesprengt haben? das falsche Gerücht so öffentlich ausgesprengt haben, was ich gern vor mir selbst verbergen möchte, und erst eben erfuhr? Unmöglich!

Wahrenfels. Und doch, Ihro Excellenz, ich hatte ehemals Bekanntschaft mit dem Sarnim, er ist zu allem fähig.

General. Dem Dinge muß ich vorbeugen Ich erwarte Sie in einer Viertelstunde auf meinem Zimmer, meine Herren.

(Geht ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Vorige, ohne den General.

Streithorst. O Wahrenfels, wie glücklich würde ich nicht bey allen diesen Unglücksfällen seyn, wenn ich nur meinen Gustav wiederfände!

Wahrenfels. Ich will es dir wünschen, lieber Streithorst. Es muß jetzt

ein schöner Junge seyn, wenn er auf dich artet.

Streithorst. Wenn er nur noch lebt!

Wahrenfels. Verzweifle nicht, lieber Streithorst, er wird gewiß noch leben! Aber, um von andern Dingen zu sprechen, wie fielst du darauf, Ferdinandinen wieder aufzusuchen? Das konntest du dir doch wohl vorstellen, daß sie, wo nicht schon verheirathet, doch wenigstens die Geliebte eines Andern seyn müßte?

Streithorst. Es wäre freylich klüger gewesen, das zu vermuthen; aber ich glaubte es nicht, weil ichs nicht wünschte, und weil mir nichts mehr am Herzen lag, als diese Verbindung. — Auch schien mir ihres Vaters Zusage so gewiß, so ausgemacht zu seyn, daß mir gar kein Zweifel übrig blieb.

Wahrenfels. Ha, Bruder, ich glaubte, du dächtest wie ein ächter Soldat von der Liebe: wohl aus den Augen, wohl aus dem Sinn!

Streithorst. Pfuy, Wahrenfels! Doch

ich weiß ja, auch du denkst nicht so. Ich sah ja, wie schwer es dir wurde, deine Gattinn um meinetwegen zu verlassen. Ich fühle es lebhaft, welch ein Opfer du mir durch diese Bereitwilligkeit gebracht hast! Uebrigens werde ich wieder von hier abreisen, so bald ich meinen Gustav wieder habe. Ich habe zu lebhaft den Druck empfunden, den älterlicher Unwille bey einer Heirath bewürken kann. Nie soll mich meine Gattinn aus Zwang nehmen.

Wahrenfels. So denkst du Freund, wie ich es wünsche; laß Ferdinandinen ihren Willen, vielleicht nimmt sie dich noch aus Neigung ... Aber wer stöhrt uns?

Streithorst. Ein Jockey des Generals.

Wahrenfels. Erwünscht! Kinder sind immer geschwätziger als Alte; vielleicht können wir durch ihn mehrere Umstände erfahren.

Sechszehnter Auftritt.

Vorige. Gustav.

Gustav (tritt herein, will aber gleich wieder zurück.) Nein! — Hier ist er nicht.

Wahrenfels. Wer denn, lieber Kleiner?

Gustav. Je, der Herr Hofrath von Sarnim. Das gnädige Fräulein will ihn sprechen.

Wahrenfels. Weißt du nicht, weswegen?

Gustav. Glauben Sie denn, daß das Fräulein mir ihre Geheimnisse anvertraut?

Wahrenfels. Je warum denn nicht? du scheinst mir verschwiegen zu seyn.

Gustav. Ja, so weit es mit meiner Pflicht bestehn kann, sonst nicht.

Wahrenfels. Geh, du bist noch so klein, und sprichst schon so altklug von Pflichten!

Gustav. Hat man denn keine Pflichten, wenn man klein ist?

Wahrenfels. Ja, aber nicht solche Pflichten, als ein Erwachsener.

Gustav. Darauf verstehe ich mich nicht, und überhaupt thue ich, was mein Herr sagt.

Wahrenfels. Und was sagt er?

Gustav. Daß es sich nicht schickt, Heimlichkeiten auszuplaudern.

Streithorst. Ich sehe wohl, Wahrenfels, du kömmst mit dem Kleinen nicht aus, laß mich einen Versuch machen.

Gustav. Sie? Da wird mir's freylich schwerer werden.

Streithorst. Meynst du? Ich setze dich nicht auf die Probe, ich mag niemanden verführen.

Gustav. Ich wünschte mir wohl einen Herrn, wie Sie sind.

Streithorst. Wie mich? Du kennst mich ja kaum seit einer Viertelstunde.

Gustav. Und doch bin ich Ihnen so

gut; es ist als sagte mir mein Herz: so einen Vater möchtest du haben.

Streithorst (gerührt.) Und ich einen Sohn wie du, lieber Kleiner. O Gustav, Gustav!

Gustav. Ist Ihnen mein Name zuwider, daß er Sie so rührt?

Streithorst. Wie, du heißt Gustav?

Gustav. Ja, das ist mein Vorname; meinen Zunamen habe ich noch nicht nennen hören.

Streithorst (zu Wahrenfels.) Gewiß ein Kind der Liebe, das sein Vater vernachläßigte. (Zu Gustav.) Du gefällst mir, Kleiner, und wenn du willst, so werde ich den General bitten, daß er dich mir überläßt: ich will dich mit meinem Sohn erziehen lassen, er wird ungefähr dein Alter haben.

Gustav. O gnädiger Herr, wie glücklich machen Sie mich nicht!

Siebenzehnter Auftritt.

Vorige. Luise.

Luise. Gustav, wo steckst du denn? marsch! Du sollst bey der Tafel aufwarten. (Gustav eilig ab.) Meine Herren, man wartet mit dem Essen auf Sie!

Wahrenfels, Streithorst (zugleich) So wollen wir nur gehn.

(Gehn ab.)

Luise (allein.) Das wäre mir schön! Meynt der Herr General wohl, mir alle meine Projekte zu verderben? Nein, daraus wird nichts. Und wenn er dem Hofrath das Haus auch verbietet, so soll es mir nicht schwer werden, ihn dennoch hineinzuschaffen.

Achtzehnter Auftritt.

Hofrath von Sarnim. Luise.

Hofrath (kömmt in einem großen grauen Mantel mit einem Bedientenhuth.) Bist du da, Luise? Es hat mir Mühe gekostet, selbst in dieser Verkleidung mich ins Haus zu schleichen. Alle Bedienten wollten meine Aufträge annehmen, und nur der Vorwand: ich sey dein Vetter und wolle dich besuchen, hat mir durchgeholfen.

Luise. Kommen Sie nur in dieß Kabinet, gnädiger Herr! (Oeffnet ein Seitenkabinet.) Hier sucht Sie niemand, dafür habe ich gesorgt.

Hofrath. Ich danke dir Luise, und bin gewiß erkenntlich.

(Der Hofrath geht ins Kabinet und Luise von der Seite ab.)

Zweiter Akt.

Erster Auftritt.

Martin. Gustav.

Martin. Ich möchte ihn auf seinem Zimmer erwarten; sagte er also?

Gustav. Ja.

Martin. Gut, so will ich dahin gehn.

Gustav. Warum eilst du denn so? sie sind ja noch nicht vom Tische aufgestanden.

Martin. Weil ich meinen Herrn nicht auf mich warten lassen will.

Gustav. Sind die Nachrichten gut, die du ihm bringst?

Martin. Hast du darnach zu fragen, kleiner Naseweis?

Gustav. Nun, ich meyne nur. Es

wäre mir nicht angenehm, wenn du ihm schlimme Nachrichten brächtest.

Martin. Und was hast du für Vortheil davon, wenn mein Herr was Angenehmes erfährt?

Gustav. Ich weiß nicht, alles, was ihn angeht, ist mir so wichtig. Ich möchte gern alles Widrige von ihm entfernen, und überdem, da er mich bald ganz zu sich nimmt = = =

Martin (verwundert.) Dich?

Gustav. Ja; er versprach mir, mich mit seinem Sohn erziehn zu lassen: ich schien ihm zu gefallen.

Martin. Armer Junge, daraus wird nun wohl nicht viel werden; sein Sohn ist todt!

Gustav. Todt! O Himmel!

Martin. Ja; oder wenigstens so gut als todt für ihn: er ist verloren gegangen und niemand weiß, wo er hingekommen ist.

Gustav (weint.) O der gute Mann, wie wird ihn das nicht betrüben!

Martin. Ich muß eilen, meinen Herrn aufzusuchen, ehe er mich sucht. Adieu!

(Geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Gustav (allein.)

Armer Gustav! da ist nun mit einem mahle deine ganze Freude dahin. Du kannst lange warten, ehe wieder jemand kömmt, der dich zu sich nehmen will. Wie hätte ich dieß alles, was er mir versprach, benutzen wollen, und nun muß mein schöner Traum mit einmal verschwinden! Und was wird am Ende aus mir werden. — Nichts weiter, als ein elender Bedienter! O es geht mir wohl recht übel!

(Er fängt an zu weinen.)

Dritter Auftritt.

Ferdinandine. Gustav. Hernach der Hofrath von Sarnim.

Ferdinandine. Mein Vater verlangt dich, Gustav!

Gustav. Ich eile, zu hören, was er befiehlt! (Geht ab.)

Ferdinandine gegen das Kabinet.) Kommen Sie heraus, Sarnim! es ist niemand mehr da.

Hofrath. O meine theuerste Ferdinandine, wie freu ich mich, daß . . .

Ferdinandine. Auch ich freue mich von ganzem Herzen, daß Sie meine Bitte erfüllt haben, und zu mir gekommen sind. Warum dieß Kommen heimlich geschehen mußte, wird Luise Ihnen gesagt haben.

Hofrath. Ihr Herr Vater hat mir das Haus verboten, ohne daß ich weiß, warum.

Ferdinandine. Lassen Sie das gut seyn, lieber Hofrath. Man hat ihn gegen Sie aufgehetzt.

Hofrath. Und wer kann verwegen genug gewesen seyn? —

Ferdinandine. Der Consistorialassessor von Feldbusch.

Hofrath (vor sich.) Das fehlte mir noch. (Laut.) Feldbusch! Ich werde mit ihm sprechen.

Vierter Auftritt.

Vorige. Herr von Feldbusch.

Feldbusch (kömmt schnell herein.) So eben, mein gnädiges Fräulein, geh ich vor der Thür vorbey, und höre, daß mein Name genannt wird, und man mich sprechen will.

Ferdinandine (verlegen.) Mein Herr — ich habe nicht —

Hofrath (trotzig.) Mein Herr, es ist sehr

sehr unbescheiden von Ihnen, in ein fremdes Zimmer unangemeldet hinein zu treten.

Feldbusch (eben so.) Domine! quae, qualis, quanta dementia te capit! Wissen Sie, daß Ihnen das Haus verboten ist?

Hofrath. Wissen Sie, mein Herr, daß Sie sehr unverschämt sind?

Feldbusch. Wissen Sie, daß Sie grob werden?

Hofrath. Meynen Sie, Sie könnten's mir bieten? Ich bin Hofrath, der Fürst soll mir schon Recht schaffen.

Feldbusch. Und ich bin Consistorial-Assessor.

Hofrath. Wo Sie sich nicht gleich entfernen, wird mein Degen mit Ihnen Bekanntschaft machen!

Feldbusch. Und mit Ihnen mein Stock.

(Während diesem Zank schleicht Ferdinandine weg.)

Fünfter Auftritt.

Von Sarnim. Von Feldbusch.

Hofrath. Ich hoffe nicht, daß Sie fortfahren werden, mir Anzüglichkeiten zu sagen!

Feldbusch. Das nicht, aber Sie sollen aus dem Hause. So ein Nequam, ein Nebulo untersteht sich . . .

Hofrath. Herr schimpfen Sie nicht, oder ich will Ihnen zeigen, wer ich bin!

Feldbusch. Wer Sie sind? — Hahahaha! Wer Sie sind? — Sie sind der Herr Hofrath von Sarnim, Gatte der Mamsell Trautfeld.

Hofrath (erschrocken.) Mein Herr, ich bitte Sie um alles in der Welt . . .

Feldbusch. Nichts, nichts, ich lasse mich nicht erbitten. Wie? mir so zu begegnen, mir, dem Verfasser mehrerer Schriften, dessen Verdienste Deutschland anerkannt, der ein Mitglied aller Bie-

nengesellschaften der ganzen Welt ist? Mir?

Hofrath. Schweigen Sie doch nur, ich erkenne ja gerne meinen Irrthum.

Feldbusch. Irrthum? Irrthum? Ein Fehler ist es, ein unverzeihlicher Fehler, den ich rächen werde.

Hofrath. Um des Himmels willen?

Feldbusch. Ich habe vor einem Jahre eine Reise von zwey Monaten gemacht, die werde ich in sechs und sechszig Bänden herausgeben, und in jedem Bande will ich Ihrer auf eine hämisch-satyrische Art erwähnen.

Hofrath. Ich bitte Sie!

Feldbusch. Ich schreibe eine Monatsschrift: in jedem Stück will ich suchen auf Sie zu kommen; ich will in jedem Stücke Sie herunter machen, sollte ich auch den Stoff dazu von Schneider und Schuster aufsammlen.

Hofrath. Besänftigen Sie sich doch!

Feldbusch. Ich will ein Buch über die Jesuiten und Rosenkreuzer schreiben, und Sie als Mitglied beider Gesellschaften aufführen. Ja, ich will sagen, Sie wären ein Freund von Cagliostro, Mesmer, Puysegur und Lavater! Sie wären St. Sylvestre, Juson Comte de Satilieu!

Hofrath. Es war ja so arg nicht gemeynt.

Feldbusch. Weder Großing noch Mirabeau sollen ärger schimpfen, als ich. Ich will sagen, Sie wären General der Jesuiten oder Pater Frank.

Hofrath. Ich bitte Sie, lieber Herr Assessor, machen Sie mich nicht unglücklich. Bedenken Sie nur, ich werde nie Ferdinandinen heirathen können, wenn Sie so viel lärmen und alle solche Dinge ausbreiten.

Feldbusch. Wie? Sie haben Neigung zur Bigamie!

Hofrath. So schreyen Sie doch nicht so.

Feldbusch. Nein, das geht zu weit; das werde ich der Obrigkeit anzeigen.

Sechster Auftritt.

Vorige. Lieutenant von Wahrenfels. Dann der General.

Wahrenfels. Was giebts denn hier, um Himmelswillen? Das ganze Haus läuft zusammen bey dem Gezänk.

Hofrath. Da haben Sie es, Herr Assessor! warum machen Sie auch unnöthiger Weise solchen Lärm.

Feldbusch. Unnöthiger Weise? — Ey seht doch. Ist das unnöthigerweise gelärmt, wenn jemand Bigamie treiben will?

Wahrenfels. Bigamie? Bigamie? Was ist das, Bigamie?

Feldbusch. Zum Teufel, er will zwey Weiber mit einmal nehmen.

General. (tritt ein.) Mohrenschockschwerenoth! Was ist das für eine Aufführung

in meinem Hause, Herr Assessor? Sie lärmen schon seit einer halben Stunde, ohne daß man weiß, warum?

Feldbusch. Das kann ich Ihnen wohl sagen. Der Herr da will zwey Weiber auf einmal nehmen.

General. Nun ich dächte, mit einer könnte er auch wohl zufrieden seyn. (Er sieht den Hofrath an und erkennt ihn.) Aber was tausend, Herr Hofrath, wie kommen Sie in mein Haus? habe ich Ihnen nicht verboten, es wieder zu betreten?

Hofrath. Liebe besiegt alle Schwierigkeiten.

General. Schön! Aber . . . (Geht an die Thür und ruft hinaus:) Gustav, daß uns niemand hier stöhrt. (Schließt die Thür ab.) Herr Hofrath, jetzt ist es mir gewissermaßen lieb, daß Sie sich eingedrungen haben; jetzt kann ich mit Ihnen über eine Sache reden, die mir sehr am Herzen liegt. Setzen Sie sich, meine Herren! (Alle setzen sich.) Stehn Sie mit einer gewissen Klara Trautfeld in Verbindung?

Hofrath (trotzig.) Mein Herr, ich weiß gar nicht, was Sie für ein Recht haben, mich hier zu verhören?

General. Das Recht des Vaters, mein Herr! Ich versichere Sie, ich werd' es anwenden, wo Sie nicht gelindere Saiten aufziehn. Also noch einmal: Stehn Sie mit einer gewissen Klara Trautfeld in Verbindung?

Hofrath. Aber, Ihro Excellenz, ich bitte sehr, doch nicht in Gegenwart dieses fremden Herrn — —

General. Ich brauche diese beiden fremden Herren eben zu Zeugen, und Sie kennen ja längst Beide; das eine ist der Herr Lieutenant von Wahrenfels.

Hofrath (erschrickt.) Himmel! (Zu Wahrenfels.) Monsieur j'espere que vous penseriez trop genereux pour me perdre.

Wahrenfels. Soyez tranquile Monsieur; je sçais me taire, mais je vous conseille de faire tout ce qu'on vous dira.

Hofrath. O quel homme genereux!

Wahrenfels. Monsieur ayez la bonté de n'y penser pas plus, mais faites ce que je vous ai dit.

General (zu Wahrenfels.) Was haben Sie denn da so lange mit dem Hofrath zu sprechen?

Hofrath. Es sind nur Freudenbezeugungen, daß wir uns wiedersehn.

General (zweifelnd.) Hm! Hm!

Feldbüsch. Haben Sie sich also gekannt?

Hofrath. Ja, ehemals.

General. Lassen Sie uns jetzt von andern Dingen reden, Herr Hofrath! Seit ich Ihr Verhältniß mit der Trautfeld erfuhr, habe ich noch mehrere Nachrichten in Erfahrung gebracht, die mich bestimmen, Ihnen meine Tochter durchaus abzuschlagen.

Hofrath. Ihro Excellenz — —

General. Kein Wort weiter, mein Herr, ich werde meinen Entschluß nie ändern, denn ich habe mein Wort schon dem

Hauptmann Streithorst gegeben, der meiner Tochter vollkommen würdig ist. Damit Sie aber nie Anspruch mehr auf meine Tochter in Zukunft machen können, so muß ich Sie bitten, diesen Revers zu unterschreiben, worin Sie ihr völlig entsagen. (Giebt ihm ein Papier.)

Hofrath. Ich bitte unterthänigst ...

General. Machen Sie keine Complimente. Sie kennen meinen Credit bey Hofe; es kostet mich nur ein Wort, so sind Sie Ihres Amts verlustig.

Hofrath. Ich thue es also, aber nur Ihrentwegen.

General. Das halten Sie, wie Sie wollen; dort am Tisch ist Schreibzeug.

Hofrath (unterschreibt und giebt das Unterschriebene zurück.) Erlauben Sie nun, daß ich mich Ihnen empfehle.

General. Darum wollte ich Sie eben bitten, und auch darum, mich nie wieder mit Ihren Besuchen zu beehren. (Schließt auf.)

Hofrath. Dafür sind Sie sicher. Unterthänigster Diener, Herr General! Ihr Diener, meine Herren!

(Geht schnell ab.)

Siebenter Auftritt.

General. Lieutenant von Wahrenfels. Feldbusch. Dann Gustav.

General. Es soll Würkung thun bey meiner Tochter, wenn sie den unterschriebenen Aufsatz liest: ich habe weitläuftig alle die Gründe angeführt, weswegen der Hofrath ihrer Hand nicht würdig war; und dieß alles hat er noch durch seine Unterschrift bescheinigen müssen. Wenn das nicht würkt, so würkt nichts mehr.

Wahrenfels. Daran dürfen Ihro Excellenz nicht zweifeln; besonders werden die Documente, womit Sie die Wahrheit alles des Angeführten bescheinigen können, gewiß viel dazu beytragen, das Fräulein zu

überführen, daß der Hofrath ihrer nicht würdig war.

Gustav (tritt auf.) Ein Brief an Sie, Herr General!

General (nimmt ihn.) Ist der Ueberbringer noch da?

Gustav. Ja.

General. Er soll warten, vielleicht gebe ich ihm Antwort zurück.

Gustav. Sehr wohl. (Tritt ehrerbietig zur Seite.)

General (erbricht den Brief.) Von Streithorst! Hm! Geh, Gustav, bis ich dich rufe. (Gustav geht ab. Der General liest laut.) „So eben erfahre ich von meinem Reitknecht, daß mein Sohn sich von dem Orte, wo ihn seine Mutter in die Kost gegeben hatte, verloren hat. Ihn aufzusuchen ist das angelegentlichste Geschäft meines Lebens. Er ist nun doch nur noch das einzige Band, das mich an die Welt feßelt, da Ferdinandine nicht mein seyn kann. Erlauben Sie also, daß ich mich Ihnen schriftlich empfehle und für alle mir erwiesene Gü-

te danke. Gegründeter Schmerz über fehlgeschlagene Hoffnungen würde mir nicht erlauben, mündlich die Achtung Ihnen zu bezeugen, die immer aufs lebhafteste empfinden wird

Ihr

gehorsamster Diener

Karl von Streithorst.«

N. S. Eben höre ich, daß der Hofrath von Sarnim alle Ansprüche auf Ferdinandinen aufgegeben hat. Dieß macht mich dreist genug, wieder zu hoffen, und so lange hier zu verweilen, bis sich Ferdinandine völlig entschließt!«

(Er ruft:) Gustav! Gustav!

Gustav (tritt auf.) Ihro Excellenz!

General. Wo ist der Hauptmann?

Gustav. In seinem Zimmer.

General. Geh und bitte ihn in meinem Namen dort so lange zu warten, bis ich ihn rufen lassen würde.

Gustav. Sogleich. (Will gehn.)

General. Rufe mir aber zuvor meine

Tochter. (Gustav geht ab.) Verzeihen Sie, meine Herren, daß ich Sie eben so ganz vergaß; meine Familiengeschäfte zwangen mich dazu.

Feldbusch. Warum wollen Sie sich entschuldigen? Wir sind ja Freunde vom Hause; lassen Sie sich nicht abhalten.

Wahrenfels. Auch ich bitte darum.

General. Ich glaube, da kömmt meine Tochter schon.

Achter Auftritt.

General. Feldbusch. Wahrenfels. Ferdinandine.

Ferdinandine. Sie ließen mich rufen, liebster Vater!

General. Ja, mein Kind, um dich völlig von deiner Liebe gegen den Hofrath zu befreyen. Du brauchst dich nicht vor den Herren da zu fürchten. Sie haben dem ganzen Geständniß des Hofraths mit bey-

gewohnt, und waren gegenwärtig, wie er diese Schrift unterschrieb. (Er giebt ihr die Schrift, sie blättert darin herum, er fährt fort.) Ich hoffe nun, meine Tochter, daß du deutlich einsiehst, daß der Hofrath kein Mann für dich gewesen ist. (Pause, während welcher Ferdinandine die Schrift durchsieht.)

Ferdinandine. Lieber Vater! Sie kommen mir nur mit Ihrer Erklärung zuvor. Unterdeß, daß Sie hier ohne mich waren, habe ich Dinge von dem Hofrath entdeckt, die mich zu dem festen Entschluß gebracht haben, ihn nie wieder zu sehn.

General. Wohl, meine Tochter! so gefällst du mir. Und nun noch eine Frage: wenn du den Hofrath nicht wiedersehn willst, hast du denn gar keine Neigung mehr zum Hauptmann? Sieh, ich werde alt, und möchte dich doch so gern vor meinem Tode glücklich sehn.

Ferdinandine. Lieber Vater! Sie übereilen mich —

Feldbusch. Ja, Herr General! festi-

na lente, festina lente, eilen thut nicht gut!

General. Versprich mir nur, Ferdinandine, ihn zu Zeiten zu sehn, und nicht ganz zu verstoßen.

Ferdinandine. Ich will noch mehr thun, lieber Vater, ich will ihn täglich sehn; ich werde ihn dann gewiß mit der Zeit lieben können.

Wahrenfels. O gnädiges Fräulein, wenn Sie ihn nur erst so kennten, als ich, Sie würden gewiß nicht anstehn ihn zu schätzen!

Ferdinandine (lächelnd.) Sachte, sachte, Herr Lieutenant! Streithorst bedarf bey mir keines Advokaten, unsre Bekanntschaft ist nicht von gestern.

Wahrenfels. Er hat sich gewiß nicht geändert, dafür steh ich.

(Der General hat während diesen Reden einen Bedienten gerufen, und ihm etwas leise gesagt, dieser ist darauf schnell wieder abgegangen.)

Ferdinandine. Sagen Sie für niemand gut, als für sich selbst, Herr Lieutenant; so habe ich's immer gehalten, und bin gut dabey gefahren.

Feldbusch (ist während des beschäftigt gewesen, allerley in seinen Folianten zu schreiben, der in der Ecke auf dem Schreibtisch liegt.) Gottlob! nun bin ich fertig.

General. Womit denn?

Feldbusch. Ich habe die hier vorgefallenen Scenen in mein Stammbuch eingetragen.

General. Und wozu?

Feldbusch. Ich werde sie, unter verändertem Namen und Ort, als Beyträge zur Charakteristik deutscher Sitten abdrucken lassen.

General. Wenn Sie daran Gefallen finden, so habe ich nichts dagegen.

Feldbusch. Wenn Sie wollen, so breite ich aus, der Herr Hofrath von Sarnim sey Jesuit.

General. Wissen Sie das gewiß?

Feld-

Feldbusch. Nun, ich vermuthe, aber . . .

General. Und kann es ihm schaden?

Feldbusch. Ja, er wird alle seine Freunde verlieren, niemand wird ihm trauen, er kann nicht weiter im Dienste vorrücken, und ehe ein halb Jahr um ist, ärgern ihn eine Menge Schriftsteller zu Tode, von denen man weiter nichts wissen würde, wenn Sie nicht durch Jesuitenjagd sich bekannt gemacht hätten.

General. Pfuy, Herr Assessor! und das wollen Sie bewürken? Eine solche Bosheit hätte ich Ihnen nicht zugetraut. Ich bitte Sie sogleich, mich zu verlassen, sonst formen Sie mich auch, ohne daß ichs weiß, zum Jesuiten um!

Feldbusch. Herr General . . .

General. Ich bitte sehr, verlassen Sie mich.

Feldbusch. Wohl, es soll Ihnen gereuen, mich so behandelt zu haben!

(Nimmt seinen Folianten unter den Arm und läuft zornig ab.)

Neunter Auftritt.

Vorige, ohne Feldbusch. Hernach der Hauptmann Streithorst.

Ferdinandine. Aber, lieber Vater, Sie waren auch wohl zu hitzig.

General. Ich hätte ihn nur eher so kennen sollen, nie würde ich Umgang mit ihm gehalten haben.

Wahrenfels. Beruhigen Sie sich, Herr General! An seiner Rache soll er schon gehindert werden.

General. Die fürchte ich nicht; einen schlechten Menschen kann ich verachten. — — Sieh, da ist ja unser Herr Hauptmann!

Streithorst (tritt ein.) Sie haben mich rufen lassen, Herr General, und ich halte das für ein gutes Zeichen.

General. Ja, meine Tochter hat Ihren Werth kennen gelernt, nur bittet sie um einige Geduld, damit sie erst völlig von Ihrer aufrichtigen Liebe überzeugt wird. Ich habe sie ihr gewährt, denn ich will meine Tochter weder zwingen noch übereilen.

Streithorst. Ich freue mich, Herr General, daß Sie dem gnädigen Fräulein etwas zugestanden haben, darum ich Sie gewiß selbst gebeten haben würde, wenn sie es nicht von selbst verlangt hätte. O gnädiger Herr, ich habe empfunden, was eine Heirath wider Willen der Anverwandten ist.

Ferdinandine. Edler Mann! Damit Sie sehn, daß ich gegen Sie keinen Widerwillen hege, so bitte ich Sie, mich von heute an als Ihre Geliebte zu betrachten; nur verschieben Sie noch einige Monate Verlobung und Hochzeit.

Streithorst. O Ferdinandine, wie glücklich machen Sie mich! (Umarmt sie.) Und doch muß ich Ihnen gestehn, daß selbst mitten im Genusse dieses Glücks mir etwas fehlt, dessen Verlust mich ewig schmerzen wird.

Ferdinandine } Alle zugleich voll Verwunderung. } Wie?
General
Wahrenfels

Streithorst. Ich hatte von meiner lieben Amalia einen Sohn, der schon in seiner frühesten Jugend mir oft ein süßes Vorgefühl der Freuden gab, die ich einst ganz durch ihn hätte genießen können. Und er ist mir entrissen; nie sehe ich meinen Gustav wieder. (Trocknet sich die Augen.)

Ferdinandine. Ihren Gustav! Und wie? ...

Streithorst. Meine Frau hatte ihn irgendwo in die Kost gegeben, und die Bauerfrau, die ihn erziehen sollte, ist todt. Niemand wußte meinem Martin Nachricht zu geben, wo er geblieben ist.

Ferdinandine. Und Sie könnten ihn auch nicht wieder kennen, wenn Sie ihn sähen?

Streithorst. Vielleicht an dem Ringe, den ich meiner Frau zurück ließ. Doch hat er auch ein Mahl am linken Arm.

Ferdinandine. Ein Versuch kann nicht schaden. (Klingelt.)

Zehnter Auftritt.

Vorige. Gustav.

Gustav. Was befehlen Sie?

Ferdinandine. Der Herr Hauptmann will deinen Ring einmal sehn, gieb ihn hin.

Gustav (bringt den Ring hervor und giebt ihn an Streithorst.) Da, aber verderben Sie ihn nicht; es ist das einzige, wodurch ich vielleicht noch meinen Vater wieder finde.

Streithorst (besieht ihn, dann eilt er schnell auf Gustav zu und küßt ihn feurig.) O mein Sohn, mein theurer Gustav! ja du bists, mein Herz sagte es mir, ehe ich den Ring sah, der es bestätigt.

Gustav. O mein Vater!

Streithorst. Sieh, hier stehn mein und deiner Mutter Namenszüge. Amalia Uhlefeld und Karl von Streithorst. — Verzeihn Sie, wenn mich die Freude überwältigt, Herr General! Und Sie, mein Fräulein. O ich habe meinen Sohn wieder, den nichts mir forthin entreißen soll. O mein Gustav! (Drückt ihn mit Heftigkeit an die Brust.)

General. Herr Hauptmann, Sie geben mir ein Schauspiel von väterlicher Liebe, was man heutzu Tage nicht oft sieht. Möchte doch Ihr Sohn einst ganz das werden, was er verspricht. (Faßt Gustav bey der Hand.) Ja, lieber Gustav, erlaube immer, daß ich dich noch so nenne. Dein Glück könnte

mich nicht mehr freuen, wenn du auch mein eigner Sohn wärest.

Gustav. O gnädiger Herr! Sie überraschen mich. Wie habe ich das verdient! Nein, nie werde ich Ihnen Ihre Wohlthaten gehörig verdanken können. Und Sie, gnädiges Fräulein, sind doch nicht mehr böse auf mich?

Ferdinandine. Ich bin dir so gut, lieber Gustav, daß ich von heute an deine Mutter seyn will. (Küßt ihn und giebt Streithorst ihre Hand.) Lieber Karl, ich bin von heute an die Ihrige. Vergessen Sie meine Halsstarrigkeit und lieben Sie mich nur halb so, wie den Gustav, so bin ich vollkommen glücklich.

Streithorst (umarmt sie.) O, meine Theure! nicht halb, nein, ganz gehört Ihnen mein Herz. Sie und Gustav sind mir gleich werth.

General. Bravo, ihr Kinder! bravo! Nun, ich gratulire von Herzen.

Wahrenfels. Auch ich, davon sind Sie Beide vollkommen überzeugt.

(Der Vorhang fällt unter Umarmungen.)

Ende des Stücks.

II.

Kleine Romane

und

prosaische Rhapsodien.

I.

Der verheirathete Todte.

Nach Le Noble.

Herr Steinbock, ein geborner Bayer, hatte sich in seinem ganzen Leben viel mit der Mystik beschäftigt, und da diese Beschäftigung wenig einbringt, weil jedermann gern sich öffentlich darüber aufhalten möchte, obgleich er insgeheim sie oft nicht bezweifelt, so war sein Vermögen nur sehr mittelmäßig.

Alle sein Gut bestand aus den altväterischen Möbeln eines kleinen Häuschens, aus einer, zwar nicht großen, aber doch ganz artigen Büchersammlung, einem Gartenhause mit einem Gärtchen, wohin er sich zu Zeiten erhob, um mit dem Gablidone

Unterredungen zu pflegen, die er in Wien selbst nicht gut vornehmen konnte, wenn er nicht nach einer Stelle im Irrenhause begierig war, und einer Kathe unweit Regensburg, die er gewöhnlich sein Landgut nannte. Hierzu kam noch ein Kapital, was ihm jährlich zweyhundert Thaler Interesse trug, und in einem sichern Handelshause zu Triest untergebracht war. Dieß alles, nebst dem, was ihm noch größere Narren, wie er selbst war, für seine Bemühungen entrichteten, reichte eben hin, ihn, seine hübsche erwachsene Tochter und seine Haushälterinn zu erhalten.

Gablidone und die Geheimnisse der Rosenkreuzer hatten ihn überzeugt, seine Tochter werde dereinst noch einen Prinzen heirathen. Deswegen wieß er auch alle Parthien zum großen Leidwesen seiner Tochter von der Hand, die schon im sechszehnten Jahre anfing einzusehn, daß der Spruch: „es ist nicht gut, daß der Mensch alleine sey,“ eine der größten Wahrheiten umfasse, von allen, die nur sonst in

der Bibel enthalten waren. Aber da, bey jeder Erscheinung eines neuen Bräutigams, die mächtige Kabbala den Wünschen des Vaters nicht entsprach, so wurden alle ohne Hoffnung entlassen.

Von Leipzig war der Magister Ziegenbein nach Wien gekommen, um die Erbschaft eines entfernten Verwandten in Besitz zu nehmen, den er in seinem Leben nicht kannte, der ihm aber nach seinem Tode zwanzigtausend Thaler vermachte. Dieser Mann piquirte sich ein vollkommener Dichter zu seyn, ob er gleich keine Sylben zusammenzählen konnte; er hielt sich für liebenswürdig, ungeachtet sein zehntes Lustrum bereits verflossen war; kurz, er war ein zehnmal ärgerer Narr, wie nur immer Steinbock mit seinem Gablidone. Auch fanden ihn die Damen in Wien ziemlich liebenswürdig und seine Verse adorables, weil er Geld hatte, sich Herr von Ziegenbein nennen ließ, und ein ganz artiges Kabriolet mit einem allerliebsten Jockey besaß.

Herr von Ziegenbein sah Agathen, so hieß Mamsell Steinbock, und ward verliebt in sie, und zwar so verliebt, daß er sie zu erobern beschloß. Da er in Leipzig den Corrector gemacht hatte, so besaß er noch von daher des Herrn von Zieglers Madrigale. Eins der feurigsten schrieb er sauber ab, und sandte es seiner Schönen, nebst einer verguldeten Kapsel zu, die ihm in einer Auction zu Theil worden war, und die eigentlich gedient hatte die Seifenkugeln ihres ehemaligen Besitzers aufzubewahren. Ihm schien sie aber eine geschmackvoll gearbeitete Tabatiere zu seyn.

Herr Steinbock nahm diese Galanterie so wohl, daß er den Herrn von Ziegenbein zu sich einlud, der denn bald erschien, seinen Wunsch Agathen zu heirathen vorbrachte und auf Gablidones Antwort vertröstet wurde. Diese fiel auch durch ein Ungefähr für ihn so sehr glücklich aus, daß Herr Steinbock seine Neigung billigte, und sie aus allen Kräften zu unterstützen versprach.

Aber Agathe dachte anders, wie Gablidone, ihr Vater und Herr von Ziegenbein; denn schon schlug ihr Herz mächtiglich für den Lieutenant Beinfeld, dessen Liebenswürdigkeiten Herr von Ziegenbein nichts entgegen zu setzen hatte, und der zwar noch kein Vermögen selbst besaß, aber doch von einer alten reichen Tante zum Erben eingesetzt war.

Der Lieutenant Beinfeld wohnte grade gegen Herrn Steinbock über, war jung, hübsch, hatte Hoffnung zum baldigen Avancement und liebte Agathen außerordentlich. Anfangs konnte diese ihre Liebe mit der Pflicht des Gehorsams gegen ihren Vater nicht recht gut vereinigen; aber die alte Haushälterinn, der ihres Herrn Betragen schon lange verdroß, vertrieb alle ihre Skrupel, und verschafte ihr von Zeit zu Zeit Zusammenkünfte mit ihrem Geliebten.

So standen die Sachen, als Herr Steinbock seiner Tochter befahl, ohne Widerrede dem Herrn von Ziegenbein ihre Hand zu geben.

Die alte Haushälterinn, der Lieutenant und Agathe versammleten sich nun, um bey einer so kitzlichen Sache mit einander ihr Betragen zu verabreden, und die Alte rieth Agathen, den Herrn von Ziegenbein gradezu auszuschlagen, da ihr Vater so viele bessere Freyer abgewiesen hätte, und sie doch den Lieutenant liebte. Herr Steinbock würde gewiß dann in der ersten Bestürzung keinen Entschluß fassen können, und sie gewönnen Zeit andre Plane zu entwerfen.

Am meisten war ihnen, da Beinfeld arm war, Ziegenbeins Vermögen im Wege; aber nach langer Ueberlegung entschlossen sie sich zu folgender List, deren Erfinderinn die alte Haushälterinn war.

Sie rieth ihnen einer Narrheit durch eine andre abzuhelfen; deswegen solle sich Agathe wahnsinnig und Beinfeld todt stellen, fürs übrige wollte sie allein schon hinlänglich sorgen.

Am folgenden Tag legt sich der Lieutenant zu Bette, stellt sich sehr krank, läßt den Mystiker rufen, und bittet ihn, bey

Gabli-

Gablidone anzufragen, ob sein Leben dießmal nicht mehr erhalten werden könne? Gablidone beantwortet diese Frage mit Nein; Beinfeld stirbt, wie Steinbock glaubt; ein Klotz wird an seiner Statt begraben, und alle Leichenceremonien damit vorgenommen. Steinbock folgt traurig der Leiche, und ist vor Freuden außer sich, daß Gablidone ihm doch auch einmal die Wahrheit gesagt und seine Kunst nicht zu Schanden gemacht hat.

Indeß spielt Agathe ihre Rolle eben so gut. Daß sie des Abrahamah Booz himmlisches Licht und göttliche Finsterniß zerreißt, sobald sie hört, Beinfeld sey todt, ist das erste Zeichen ihres Wahnsinns. Bald macht sie, so wie ihr Wahnsinn steigt, das ganze Haus unruhig, und der Stock, mit dem sie Herrn von Ziegenbeins Schultern begrüßt, wenn er sich ihr zeigt, macht sie furchtbar.

Die erste Frucht dieser Stockschläge waren bey dem Poeten Elegien im Geschmack des unnachahmlichen Brockes; bald aber

dienten sie dazu, seine Leidenschaft abzukühlen und sie völlig zu erkälten.

Fünfhundert Pistolen waren der Preis, darum Steinbock seine Tochter an Herrn von Ziegenbein verhandelt hatte; er forderte also entweder das Geld oder die baldige Verheirathung des Dichters mit seiner Tochter, der sich erbot, sie zu heirathen, sobald sie ihre Vernunft wieder bekommen hätte.

Indeß vermittelte die alte Haushälterinn beständig der Liebenden Unterredungen, verdarb es mit keiner Parthey, und sah mit Freuden den Erfolg ihrer List.

Um diese Zeit hatte ein hamburgischer Charlatan im unpartheyischen Correspondenten ein unfehlbares Spezificum gegen den Wahnwitz angepriesen: er war dem Herrn von Ziegenbein bekannt, und dieser verschrieb ihn mit großen Unkosten, um seine einzige theure Agathe, die geliebte Hälfte seines andern Ichs, wie er sich in seiner poetischen Raserey ausdrückte, wieder herzustellen.

Die Kranke saß in einem großen Lehnstuhl, als der Arzt ankam, hatte in der Hand ihren großen Stock, und stellte sich, als liege sie in krampfhafter Starrsucht. Der Arzt setzte sich zu ihrer Rechten, Herr von Ziegenbein zu ihrer Linken, ihr Vater aber und die alte Haushälterinn standen etwas abwärts gekehrt. Von diesen vier Narren übersah gewiß, die für wahnsinnig gehaltne Agathe, alle Andern weit.

Der Arzt versuchte jetzt, indem er Agathen den Puls fühlte, ob er seit seiner Ernennung zum Doctor der Heilkunde, nicht noch einige von den Kenntnissen inne behalten hätte, die in den dicken Stößen seiner nachgeschriebenen Hefte vergraben lagen. Er fing an, den Umstehenden seine ganze Wissenschaft in nuce auseinanderzusetzen, sagte vieles her, was er nicht glaubte, vieles, was er nicht wußte, fing bey der Anatomie an, und hörte beym Pulsfühlen und Urinbesehen auf. Und endlich kam er nach allen diesen Umwegen, die allen Umstehenden eine große Idee von seiner Gelehrsamkeit

beybrachten, auf den Zustand der Kranken, der, wie er sagte, nur nach seinem Spezificum sich ändern würde, und den er, um mit dem Pöbel zu reden, Wahnsinn, in der Sprache der Aerzte aber Mania nennen müsse.

„Ich wahnsinnig?“ rief Agathe aus, indem sie plötzlich aufsprang und links und rechts einen erstaunlichen Hagel von Schlägen auf den Rücken des Arztes und des Lohensteinianers regnen ließ. „Ich wahnsinnig? das lügt ihr, Strohköpfe!“ Zwar wollte ihr Vater ins Mittel fallen, aber die Haushälterinn hielt ihn damit ab, daß sie vorgab, ein Vater müsse nie seine Tochter der Gefahr aussetzen, von ihr geschlagen zu werden.

Herr von Ziegenbein verlor nach dieser Begebenheit alle Lust, sich aufs neue Schläge zu holen; Herr Steinbock forderte seine fünfhundert Pistolen, die Haushälterinn ermahnte ihn, nichts abzulassen, und die Sache kam zum Prozeß, den nach zehn Jahren Steinbock gewann.

Itzt glaubte die Haushälterinn den rechten Zeitpunkt zur Ausführung gefunden zu haben. Sie schob es ihrem Herrn ins Gewissen, daß Agathe blos durch ihn wahnsinnig geworden sey, sie und Beinfeld hätten sich so heftig geliebt, daß diesem Liebe und Gram einen frühen Tod bereitet hätten. „Ja, was noch mehr ist,“ fuhr sie fort, „selbst mit seinem Tode hat diese Liebe noch nicht aufgehört, noch alle Nacht kömmt sein Geist zum Bette der Mamsell und plagt sie mit seiner Liebe. O wenn Sie sehn sollten, werther Herr, wie zärtlich Agathe dieß Gespenst, in Anfällen von Wahnsinn, wo sie es noch für lebendig hält, umarmt, in der That, es würde Sie rühren.“

„Wie, Beinfeld kömmt noch alle Nacht aus jener Welt zu Agathen? Welche Freude! Er wird mir gewiß sagen können, ob Nicolaus Flamel und der ewige Jude noch leben, oder schon in die Zahl der Seeligen aufgenommen sind.“

»Possen!« rief die Haushälterinn, »glauben Sie denn nicht, daß Beinfelds Geist noch auf Sie zürnt, weil Sie ihm im Leben so streng behandelten? O Herr, die Rache eines Geists ist schrecklich!«

»Sie hat Recht,« erwiederte Steinbock, »wir können ja das alles in einem Winkel von ferne mit ansehn.«

Verabredetermaßen begab sich also alles an seinen Platz, und kaum hatte es zwölfe geschlagen, als Beinfeld in ein Leichlacken gehüllt hervortrat, und auf Agathens Bette zuging. Der Alte und die Haushälterinn sahn dieß alles sehr bequem mit an, weil ein großes Licht, was Agathe hatte brennen lassen, das Zimmer hinlänglich erleuchtete. Indeß überfiel den Vater ein Zittern und eine solche Furcht, daß er fast in seine Begleiterinn hinein kroch.

Dreymal rief das Gespenst Agathe, die schnell aus dem Bette sprang, es umarmte, ihm Caressen machte, und einen Platz neben sich im Bette anbot.

Aber ernsthaft und mit hohlem Ton begann das Gespenst so zu deklamiren: „Berühre mich nicht, dein Vater tödtete mich, ich will ihn dafür strafen. Hast du ihm gesagt, daß mir vergönnt ist wieder ins Leben zurückzukehren, wenn er mir erlaubt, dich zu heirathen? Dieß kann meine Leiden und deinen Kummer auf immer hemmen, und nur allein Gefahren abwenden, die seiner unausbleiblich erwarten.“

„Was soll ich thun?“ fragte der zitternde Steinbock die Haushälterin, „soll ich ihm mein Kind geben, und so ihre Qualen enden?“ — „Welche Frage,“ versetzte die Haushälterinn, „treten Sie ohne Umstände vor und willigen Sie ein.“

„Einwilligen will ich herzlich gern, aber vortreten mußt du für mich,“ sagte der Mystiker.

Nun hatte ihn die Haushälterinn, wo sie ihn haben wollte; knieend brachte sie beym Geiste ihre Sache an, der alles zufrieden war, wenn nur Steinbock hervorkäme, und einen schon völlig fertigen Contract unter-

zeichnete. In der Furcht willigte er in alles: das Wesentliche der Hochzeit ward noch diese Nacht vollzogen. Dann verständigten sich beide Theile mit einander, so, daß Herr Steinbock sehr zufrieden mit der Heirath war, und dieß um so mehr, da Gablidone weissagte, daß sie glücklich ausfallen würde.

Beinfelds Tante wunderte sich anfangs, daß ihr Neffe wieder lebendig geworden war; aber nachdem sie Agathen gesehn und die ganze Geschichte gehört hatte, war sie mit allem zufrieden. Sie war so gefällig, zu sterben und dem glücklichen Paar alle ihr Vermögen zu hinterlassen, das noch jetzt lebt, nur mit dem Unterschied, daß sechs allerliebste Kinder seine Glückseligkeit vermehrt haben. Die alte Haushälterinn lebte lebenslang zufrieden, mit ihrem Herrn und Gablidone.

2.

Die Leiden einer Pächterfamilie.

Eine wahre Geschichte, nach Hamilton.

(S. W. Hamiltons Lettres concerning the northern coast of the Country of Antrim. London. 1781. 8vo. p. 71.)

(Ich habe geglaubt, einigen meiner Leser keinen unangenehmen Dienst zu leisten, wenn ich ihnen hier, die durch ihre Simplicität reizende Erzählung, von den Zufällen lieferte, welche eine irrische Familie betraf, die Hamilton so unnachahmlich schön erzählt hat, daß sie wohl verdient, aus einem Werke ausgehoben zu werden, wo sie niemand sucht: da, troz der Göttinn Mode, unsre Landsmänninnen sich noch nicht mit mineralogischen Werken abgeben, sondern dieß Vergnügen gern ungetheilt den Französinnen überlassen.)

Als ich vor einigen Tagen das Hochland von Bengora umritt, wurde ich von einem starken Regenschauer plötzlich überfallen, der mich nöthigte, in einer kleinen Hütte Schutz zu suchen, die an einer wild romantischen Stelle in der Mitte des Vorgebürges lag, von einer Feldmark umgeben, welche die Irren Luftland (Aind) nennen, weil sie dem Luftzuge sehr ausgesetzt ist. — Ein niedliches junges Weibgen saß am Kamin und spann, und ein Häufchen Kinder spielte um sie herum: aber bey all' ihrem häuslichen Fleiß, blickte doch Mangel und Armuth sichtlich hervor.

Da der Regen noch immer anhielt, so that ich einige Fragen an sie, wodurch ich ihre ganze Geschichte erfuhr: sie hat so etwas natürlich Melancholisches, daß ich mich nicht enthalten kann, sie wieder zu erzählen.

Adam Morgan hieß der Mann, der zuerst die Idee hatte, sich hier anzubauen; den Namen verdankte er besondern Umständen, und war übrigens, wie die

Bewohner des naheliegenden Weilers versicherten, ein arbeitsamer ordentlicher Mann.

Durch Anstrengung machte er so viel Land urbar, als hinreichend schien, eine mäßige Menge Korn zu tragen; aber als die Feldarbeit meist zu Ende war, und ein fruchtbarer Herbst seine Hoffnung zu krönen versprach, schlug ein wüthender Orkan, der in ganz Irrland haußte, alle seine Wünsche darnieder, und der ganze Ertrag seiner Pachtung war sechszehn Himbten Hafer, von vier und zwanzig, die er ausgesät hatte.

Das war ein harter Schlag; aber er ließ sich nicht abschrecken, fand Mittel, seine Pachtung zu bezahlen, und wagte eine neue Aussaat, die ihn auch wieder das Beste hoffen ließ. Ein zweiter Orkan spottete seiner Mühe und seiner Wünsche, kaum daß er ein Weniges über seine Aussaat ärntete.

Wenige Menschen aus der niedern Volksklasse würden so harte Schläge des Schicksals, ohne zu verzweifeln, erduldet haben,

Adam achtete aber nicht der zufälligen Umstände, die keine Klugheit abwenden kann. Er duldete fort, seine Kräfte waren noch nicht geschwächt, und ein gutes Jahr konnte ihm seinen Verlust wieder ersetzen. Er suchte neue Mittel sich fortzuhelfen, bot alles auf, seine Pachtgelder zu bezahlen, und entschloß sich, sein Glück im folgenden Jahr wieder zu versuchen.

Am Vorgebürge von Bengora liegt eine schmale Bay, Port na Spania genannt, nach einem Schiff von jener unüberwindlichen Flotte, das darin scheiterte. Rundum ist sie von einem schrecklich steilen, drey bis vierhundert Fuß hohen Felsen umgeben, zu dem nur ein schmaler Fußsteig führt, der gefahrvollste aller gefahrvollen Fußsteige der ganzen Küste.

Als Inhaber einer Pachtung hatte er ein Recht auf ein Viertel dieser kleinen Bay, das ungefähr zwanzig bis dreyßig Quadratruthen dieses wilden, unwirthbaren Felsens ausmachte.

Hier kämpften Adam und seine Familie gegen den Mangel; vom Morgen bis in die Nacht arbeiteten sie, das Seegraß abzuschneiden, und das Meersalz heraus zu kochen, was ihnen die Leinewandbleicher ziemlich gut bezahlten. Unterdeß nahm sich ihr Feld wieder auf und versprach ihnen eine gute Aernte.

Als eines Morgens Adam und seine Frau an ihre Arbeit den schmahlen Fußsteig hinangingen, und schon im voraus die Süßigkeit des künftigen Glücks in Gesprächen empfanden, trat er fehl, fiel und ward von den Felsen zerschmettert.

Eben war sein Sohn David, der Erbe seines Vermögens, aus Westindien zurück gekommen; eine Wunde, die er im Dienste des Vaterlandes im Seegefecht bekommen hatte, machte ihn zu fernern Kriegsdiensten untüchtig, und er eilte nach Hause zu reisen, um seinen Vater durch den geringen Antheil am Prisengelde, den er mitbrachte, zu unterstützen.

Ehe er zur See ging, hatte er geheirathet, — das junge Weib, welches ich beym Spinnen fand, war seine Frau, — aber statt in eine ruhige glückliche Familie zurück zu kehren, fand er nichts als Kummer und Elend, und oben drein fand er sich nun als den einzigen Versorger seiner Mutter, seiner Frau und fünf Kinder. Der Tod seines Vaters hatte alle hungrige Gläubiger in Athem gesetzt; er besaß nichts mehr als das Hüttchen und das nackte Land. Aber es war sein Erbtheil, und er entschlossen, es nicht aufzugeben.

Sein Prisengeld hatte er, wie mir die Frau erzählte, um es besser fortzubringen, fast alles gegen Waaren umgesetzt: das heißt, er kam mit einer silbernen Uhr, großen silbernen Schuh- und Knieschnallen, und allen den andern kleinen Zierrathen anstolzirt, die der Matrose so gerne mit nach Hause nimmt, wenn er die alten Bekannten wieder besucht. Damit bezog er den ersten besten Markt in der Nachbarschaft, um ein Pferd zu kaufen, das er

nothwendig brauchte. Das ging aber über seinen Horizont, und ein Reitknecht hing ihm für seine silberne Uhr, dem Hauptbesitzthum der Familie, eine steife, rotzigte Mähre auf, die wohl noch Georg des Zweiten Begräbnißfeyer erlebt haben mochte.

Voll Schrecken über die Schwächlichkeit seines neuen Pferdes, und bange, es möchte ihm unter den Händen sterben, eilt er zum nächsten besten Pferdemarkt, wo er wieder eine von seinen Kostbarkeiten aufopfert, das alte Pferd verkauft, und — ein zweyjähriges Füllen erhandelt, was noch nicht zum Zuge gebraucht werden kann. Er versah es also immer in der rechten Mittelzahl.

Diese Unglücksfälle des Sohns waren wenig geringer als die Unglücksfälle des Vaters, und noch dazu schien er sie sich selbst zugezogen zu haben; deswegen lachten alle seine Nachbarn über seine Einfalt, da sie seinen Vater, dessen Unglücksfälle niemand vorher sehen konnte, ehrten und bemitleideten.

Indeß waren doch einige Bauern so mitleidig, mit ihm zusammen zu spannen, so daß er, obgleich sein Füllen nur wenig dabey that, dennoch sein Feld pflügen und ordentlich bestellen konnte, und im Herbst 1784 stand alles so schön, daß er eine gute Aernte zu hoffen hatte.

So endigt sich denn hier die Geschichte der Leiden einer armen irrischen Pächterfamilie; hätte ein deutscher Gutsbesitzer verhältnißmäßig ähnliche Leiden gehabt, sollte er sich wohl so gut darein gefunden haben, wie diese unglücklichen und doch zufriednen Menschen? — —

Frantz.

3.

F r a n z.

Ein kleiner Roman.

Erstes Buch.

Nil erit vlterius, quod nostris moribus addat
Posteritas; eadem cupient, facientque minores.
Juvenalis.

Erstes Kapitel.

Du sollst studieren!

„Aber Franz,“ sagte meine Mutter, nach- dem wir lange von allerley Dingen mit einander gesprochen hatten, — ich saß da- mals an einem Winterabend in der Däm- merung auf ihrem Schooß, denn ich war

erst vorgestern sieben Jahr alt geworden — „aber Franz,“ sagte sie, „wo hättest du denn sowohl Lust zu?“

„Wie meynst du das, liebe Mama?“ fragte ich.

Ich meyne, was du einmal wohl werden möchtest? wenn du groß bist.

„O ich möchte wohl vieles werden: Husar, Kaufmann, Dragoner —“

Aber warum willst du denn nicht lieber studieren?

„Studieren, was ist das, liebe Mutter? So wie der Herr Pastor Bärenheim?“

Nein, so nicht; der hat schon studiert.

„Hat er? So hat sein Mädchen gewiß gelogen; denn wenn ich des Sonnabends mit seinem Fritz spielen will, und wir lärmen nur ganz wenig, gleich sagt sie: Pst, Muhschöß's lärmen Sie doch nicht so, der Herre studiert.“

Ja sieh, das ist etwas anders, davon will ich dir hernach sagen, jetzt höre einmal recht zu. Sieh, wenn du studierst,

dann kömmst du erst in die lateinische Schule, die kennst du doch?

»O ja, da geht ja Fritz hin.«

Nun, und wenn du da nun ein paar Jahr gewesen bist, dann kömmst du auf die Universität, das ist so eine recht große Schule, und bist du denn da ein paar Jahre geblieben, dann wirst du Pastor, oder Rathsherr, oder Doctor.

»Wie lange ist wohl ein Jahr, liebe Mama?«

Ein Jahr, o das ist recht lange hin; sieh, wenn ich viermal bey der Madam Bellebusch das Schulgeld für dich bezahlt habe, dann ist ein Jahr um.

»Dann erst, o das daurt lange. — Aber Mama, kann man auf der großen Schule, wovon du sagst, sonst nichts werden, als Pastor, oder Rathsherr, oder Doctor?«

Ja, auch Professor, Burgemeister und Superintendt.

»Aber nicht Dragoner, Husar oder Kaufmann?«

Nein; aber da wärst du auch zu gut zu.

„O nein, liebe Mutter! ich möchte gern Husar seyn“

Franz, nicht eigensinnig!

„O Mama, so laß mich Dragoner werden, bitte, bitte!“

Franz, wenn du studierst, kriegst du auch heute Abend arme Ritter. *)

(weinend.) „Ich will nu Husar werden, ich mag nicht studieren“

Franz sey ruhig, sonst hol' ich die Ruthe, und du mußt gleich zu Bette.

„O nein, Mama, ich will gerne artig seyn“

Na, so mußt du mir auch nicht immer so widersprechen.

„Nein, ich will gerne studieren, liebe Mutter!“

Das versteht sich von selbst, Franz, du sollst studieren, ich müßte mich ja schämen, wenn ich sähe, daß Pastors Fritz ein großer Herr wäre, und du liefst mit der Elle herum.

*) Ein niedersächsisches Gericht.

(schmeichelnd.) »Bist du mir auch wieder gut, liebe Mama?«

O, du bist ja mein lieber Franz, mein guter Sohn! Komm, wir wollen essen.

»Heysa, das soll einmal schmecken!«

Zweites Kapitel.

Mama.

Die Leser wundern sich vielleicht, wenn sie meine Mutter, so ganz allein vor sich, mit mir sprechen hören, ohne meinen Vater zu erwähnen. Aber dieß konnte sie nicht, er war schon gestorben, da ich kaum mein viertes Jahr erreicht hatte.

Hier, glaub' ich, würd' es gut seyn, die Gelegenheit nicht aus der Acht zu lassen, von meinen Aeltern, meinem Geburtsort, und sonstigen Angelegenheiten ein Wörtchen einzustreuen. Es pflegt so eine Sitte der Biographen und Romanschriftsteller zu seyn, ihren Helden von allen Seiten zu beäugeln, um keine unvollständige Schrift

zu liefern; und so will ich denn immer nur frisch Hand ans Werk legen.

Mein Vater war die ansehnlichste Person in H—, einem kleinen Landstädtchen gewesen, nämlich zu seiner Zeit Amtmann. Ihn weitläuftig zu schildern, ist hier der Ort nicht, da er, zu der Zeit, wo sich meine Erzählung anhebt, schon lange gestorben war. Ich könnte zwar hier, von seinem Charakter, seinen Talenten, u. s. w. ein weitläuftiges Gemälde aufstellen, wenn es mir daran läge, Bogen anzufüllen, meinen Lesern Langeweile zu verursachen, und ihnen Lügen aufzutischen; denn die müßte ich nothwendig ihnen zum Besten geben, weil wohl nichts gewöhnlicher ist, als dasjenige in reifern Jahren zu vergessen, was man im vierten Jahre seines Lebens sah oder hörte. Auch ist man dann zum Beobachten eben noch nicht aufgelegt, man denkt nicht daran, daß man entweder das im Gedächtniß gebliebene mit der Zeit in einem Romane aufstellen, oder als dunkle Erinnerungen aus den Kinderjahren in

ein psychologisches Magazin einrücken lassen, und so noch immer wieder einmal dadurch berühmt werden, oder doch wenigstens etwas Geld verdienen kann.

Ich muß also wohl nur den Charakter meiner Mutter schildern: diese sah' ich lange, ohne daß der Tod sie mir entriß; ihr Porträt kann ich treu entwerfen.

Es war eine recht gute ehrliche Frau, häuslich, sparsam, nach ihrer Weise andächtig, und von ziemlich guter Lebensart. Sie gab gern dem hülflosen, schwachen Armen, nicht so gern dem starken, gesunden, und am wenigsten denen, die durch üble Haushaltung herunter gekommen, es itzt bequemer fanden, durch Betteley ihr Leben hinzubringen, als durch Fleiß und Anstrengung sich etwas zu erwerben. Alle Sonntage las sie in Scrivers Seelenschatz, oder in Müllers himmlischen Liebeskuß, und bey ihrer weiblichen Handarbeit brumte sie geistliche Gesänge. Ihre Lebensart war Tag vor Tag sich gleich. War sie aufgestanden, so las sie erst die Morgenandacht

von Benjamin Schmolke, die grade auf den Tag paßte, von da gings zum Kaffeetisch, dann zur Anordnung im Hause. Ihr Strickstrumpf lag während dieser Zeit nicht müßig, und zwischendurch spann oder nähte sie. So kam der Mittag heran. Nach einem einfachen Mahle, nicht fähig den Magen zu verderben, aber hinreichend den Hunger zu stillen, gings wieder zur Arbeit, zum Kaffee, dessen Zeit gewöhnlich, wenn kein Besuch kam, um drey Uhr festgesetzt war, dann wieder zur Arbeit, und um sieben Uhr zum Abendessen. *) War dieß vollbracht, so pflegte sie noch wohl bis zehn Uhr ein gutes Buch in die Hand zu nehmen — als ich lesen konnte, ward ich ihr Vorleser, und sie arbeitete — dann las sie die festgesetzte Abendandacht aus Benjamin Schmolke, und legte sich nieder. Sonntags änderte sie ihre gewohnte Lebens-

*) Künftige Commentatoren können aus diesen Stunden füglich den wichtigen Schluß ziehn, daß meine Mutter auch um zwölf Uhr zu Mittage aß.

art dahin ab, daß sie Morgens und Nachmittags in die Kirche ging, und dann Besuch annahm, oder in der Postille las.

Einen wichtigen Zug hätte ich bald in dem Charakter meiner Mutter vergessen, dieß war ein kleiner Anstrich von Eitelkeit, der aber leicht zur Leidenschaft werden konnte, und wenn er gereizt ward, keine Gränzen kannte. Indeß zeigte sich diese Eitelkeit nicht in Kleidern oder Putz, sondern blos in dem Stolz auf ihren Sohn, und in dem Wunsch, daß er es jedem andern Kinde im Städtchen dereinst in allen Stücken zuvor thun möchte. Aufmerksamen Lesern ist vielleicht schon im ersten Kapitel diese Eitelkeit nicht entwischt. Ob sie mir zum Vortheil gereichte, wird sich in der Folge zeigen.

Drittes Kapitel.

Ich.

Wenn ich mir so im Geiste den größten Theil meiner zukünftigen Recensenten den-

ke, wie sie, sobald ihnen die Ueberschrift dieses meines dritten Kapitels in die Augen fällt, vor Freude laut aufjauchzen, daß sie sobald mich zu tadeln Gelegenheit fanden, kann ich mich wirklich des lauten Lachens nicht erwehren. Denn, sagen Sie selbst, meine Herren — ich rede hier immer nur mit dem größten Theil von Ihnen — kömmt es Ihnen nicht auch oft lächerlich vor, daß Sie — ich nenne niemand, behüte der Himmel! — für die allgemeine Stimme des Publikums, freylich nur von seichten Köpfen, gehalten werden? — Sind Sie immer von allem Privatinteresse so ganz rein? — Ist Ihnen jeder Schriftsteller, den Sie beurtheilen, so ganz gleichgültig? — Sind Sie alle so scharfsichtig, so hellsehend, daß Ihnen seine Absicht sich so ganz klar vor Augen stellt, Sie seinen Zweck vollkommen durchschauen, und bey jedem Buche wissen können, warum man es ins Publikum schickte? — Oder müssen Sie nicht oft selbst gestehn, daß Ihnen der Zweck und Nutzen des Buchs

nicht einleuchtet? — Oder wenn Sie hierzu nicht aufrichtig genug seyn können und wollen, tadeln Sie nicht oft ein Buch, weil Sie's nicht verstehen? — Doch, ich will Sie nicht weiter mit meinen — wie Sie sie nennen werden — unnützen Fragen incommodiren, aber statt dessen, mir die Freyheit nehmen, Ihnen als Entschuldigung dafür zu erzählen, daß ich, als maskirter Schriftsteller es nicht für Unrecht hielt, maskirten Recensenten ein bischen Angst einzujagen.

Ich komme wieder zu meiner Erzählung zurück, da ich die schuldigen Höflichkeitspflichten erfüllt habe.

Ich war, wie ich schon vorhin erzählte, zu der Zeit, als ich mit meiner Mutter die vorige Unterredung hatte, sieben Jahr alt. Meine Mutter hielt mich für einen guten, der Herr Pastor Bärenheim, der mir, mit seinem Sohne zugleich, Stunden gab, für einen fleißigen, und die Frauenzimmer, oder sogenannten Damen des Orts, das heißt, alle die, welche

Kopfzeuger trugen, für einen hübschen Jungen.

Des Pastors Fritz war mein einziger Spielkamerad im Orte, denn ihn allein durft' ich besuchen, weil meine Mutter nur ihn für gut hielt, weil er hübsch still war. Dieß gefiel mir nicht, ich hätte gern auch mit den Söhnen des Küsters und der Höcken Freundschaft errichtet, um Abwechselung zu haben. Aber so sehr ich auch darnach strebte, konnte ich doch meinen Wunsch nicht erlangen, denn meine Mutter wollte auch nicht gern, daß ich mich gemein machen sollte. Ich mußte also mit diesem Freunde zufrieden seyn, und hatte die Freude, ihn, im eigentlichsten Verstande des Worts, zum Freunde zu haben.

Der Herr Pastor lehrte mich die Anfangsgründe der lateinischen Sprache, gab mir Anweisung in der Religion und im Deutschen, dieß alles mit seinem Sohne in einer Stunde. Beym Küster lernten wir schreiben und etwas rechnen.

Um doch meine Leser mit etwas Außerordentlichem von meinem Geburtsorte zu unterhalten, wünschte ich daselbst auch mit einem Mädchen meines Alters Bekanntschaft gehabt zu haben. Aber leider war kein's da, und weil ich aufrichtig bin, kann ich kein's hinzaubern. Fritz hatte zwar eine Schwester, die ziemlich hübsch aussah; aber ich bitte meine Leser zu bedenken, daß eine Landstadt mein Geburtsort war, wo Knaben und Mädchen mit einander spielen, um zu — — spielen, nicht um sich zu verlieben, wie in andern Romanen und großen Städten gebräuchlich seyn soll.

Viertes Kapitel.

Zurüstung zur Reise.

Es mochte wohl ungefähr vier Wochen nach der oben erzählten Unterredung seyn, als meine Mutter mit der Frau Pastorinn einen heftigen Streit bekam. Der Ge-

genstand dieses Streits war, ob Fritz oder ich mehr Kopf hätte. Jeder war natürlicher Weise für seine Parthey eingenommen: von Höflichkeiten kam man zu Sottisen, von Sottisen zu Grobheiten und von diesen zum ewigen Freundschaftsbruch. Der Herr Pastor, ein Mann, der völlig unter dem Pantoffel seiner Frau stand, hätte diese gern zufrieden gesprochen, wenn er gedurft hätte. Ja die Frau Pastorinn ging so weit, daß sie ihm verbot, mir weiter keinen Unterricht zu geben, »denn,« sagte sie, »dazu habe ich gegründete Ursache, du weißt wohl Kind:

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm,
Das Kind behält des Vaters Nam'.

Wie leicht wäre es nicht möglich, daß der wilde und dumme Franz unsern Fritz eben so wild und dumm machte, wie er selbst ist. Ueberdem kann es nicht anders seyn; er sieht bey seiner Mutter nichts gutes, und ich weiß gewiß, du wirst es mir nicht abschlagen, liebes Männchen: nicht wahr?«

»Nein, Thimlieschen; aber mich däucht doch, wir könnten erst ⸗ ⸗ ⸗«

»Was könnten wir erst? Unsern Jungen verführen lassen, um das Geld noch ferner für den Unterricht zu bekommen, den du Franzen giebst? Wie meynst du denn, daß mir das ewige Wohl meines Sohns nicht am Herzen liegt. He?«

Man sieht leicht aus den hierher gesetzten Worten der Frau Pastorinn, was der Zank für ein Ende nahm. Sie kannte die Mittel zu gut, die ihren Mann gehorsam unter ihrem Regiment erhielten, als daß sie nicht hätte mit ihrem Pfunde wuchern sollen. Ihr waren diese Mittel nicht verhaßt, die eine rechtliche Mutter im November des Modejournals von 1787 zu gebrauchen abräth, und die auch unter unsern jetzigen Schönen — im eigentlichsten Verstande des Worts, nicht sowohl vom Körper, als vielmehr vorzüglich von der Seele verstanden — immer mehr und mehr abkommen, und bald nur noch bey Koketten im Gebrauche seyn werden.

Ich war also ohne Lehrer, und konnte auch im Städtchen nirgends anders als beym Küster Unterricht bekommen, wohin mich gehen zu lassen meine Mutter für unanständig hielt, weil ich da mit allen Höcken- und Handwerkerkindern hätte zusammen kommen müssen. Auch hielt sie es für unschicklich, ihn zu sich ins Haus kommen zu lassen, weil böse Lästermäuler, und vor allen die Frau Pastorinn, gewiß nicht unterlassen haben würden, sie in üblen Ruf zu bringen, da der Küster ein erst kürzlich dahin gesetzter rüstiger Seminarist, und sie eine erst seit vier Jahren im ehrbaren Wittwenstande lebende Person von circa vierzig Jahren war.

Sie sah also in dieser dringenden Noth kein andres Mittel vor sich, als an einen Anverwandten zu schreiben, der ungefähr zehn Meilen von meinem Geburtsorte lebte, und bey dem sie sich in bedenklichen Fällen Raths zu erholen pflegte.

Ungefähr vierzehn Tage darauf kam die Antwort, die den Rath enthielt, mich

auf

auf eine auswärtige Schule zu schicken. Zugleich bot sich mein Vetter aber auch an, mich zu sich zu nehmen, und für ein mäßiges Kostgeld an dem Unterrichte seiner Söhne, den diese von einem Informator genoßen, Theil nehmen zu lassen. Er ließ ihr zwischen beiden Vorschlägen übrigens freye Wahl.

Meiner Mutter gefiel das Anerbieten meines Vetters außerordentlich; sie schrieb ihm gleich mit der ersten Post, dankte ihm, daß er sich selbst meiner annehmen wolle, gab ihm vorläufig — so gut sie's konnte — eine Schilderung meines Herzens und meiner Talente, und versprach mich selbst, in vierzehn Tagen in eigner Person zu überbringen.

Nachdem dieß alles ins Reine gebracht war, verkündigte sie mir meine baldige Abreise, equipirte mich mit den nöthigen Kleidungsstücken, und mit der Anleitung, wie ich mich am Orte meines künftigen Aufenthalts betragen sollte.

Dann — um die Frau Pastorinn zu ärgern — gab sie ihr eine unvermuthete Visite, und nahm mich mit, damit, wie sie sagte, ich gegen sie meine Schuldigkeit beobachtete und Abschied nähme; denn soweit hatte sie sich schon wieder mit ihr versöhnt, daß sie sich nur heimlich haßten. Sie verkündigte ihr meine Abreise und meinen künftigen Aufenthalt, wobey sie von der Frau Pastorinn durch häufige Hms unterbrochen wurde. Sie bat sie, mich bey dem Herrn Pastor, der grade aufs Land war, nach seiner Zurückkunft zu entschuldigen. Ich spielte unterdeß vergnügt mit Fritzen, weinte herzlich beym Abschiede von ihm, und wurde darüber von meiner Mutter ausgescholten, die durch ihren Besuch der Frau Pastorinn die Rose am linken Bein zuzog, und sie drey Wochen bettlägerig machte.

Fünftes Kapitel.

Abreise und Ankunft.

Es war ein schöner Sommermorgen als wir, meine Mutter und ich, von H— abreisten. Alles, was ich sah, war mir neu; meine Mutter mußte mir unaufhörlich von jedem Baum, von jeder Kornart, kurz von dem, was mir besonders auffiel, die Kenntnisse mittheilen, die sie selbst besaß. *) Wir mochten wohl eine Meile gefahren seyn, als wir einem Manne begegneten, der, seine Perucke und Rock über einen Stock hängend, emsig fortwanderte. Als wir näher zu ihm kamen, sahen wir, daß es ein wohlgenährter Mann so etwa zwischen vierzig und funfzig Jahren war. Er bat um die Erlaubniß, sich mit auf unsern Wagen setzen zu dürfen, weil

*) Damals kannte man noch nicht das große Geheimniß vieler heutigen Pädagogen, mehr zu lehren als man verstand.

die Hitze ihn ermüdet hatte, und meine Mutter gab es, da er ganz reputirlich aussah, gerne zu. Nach einigen Complimenten fing sie folgendes Gespräch mit ihm an.

»Darf ich fragen, mein Herr, wo soll Ihre Reise hingehen?«

Nach H—g, liebe Madam, zu dienen.

»Haben Sie da etwa Verwandte?«

Nein — ich werde da Praxis zu bekommen suchen.

»Praxis? sind Sie etwan ein Doctor?«

Ja, Madam, ich bin ein Arzt.

»Ein Arzt, und gehn zu Fusse?«

Ja, meine Praxis ist nicht von den gewöhnlichen, liebe Madam! Sehn Sie — ich habe nicht studiert, ich bin eigentlich, will ich Ihnen sagen, Gregorius gewesen zu N—; aber alldieweilen da unsers Metiers zu viel waren, bin ich von da weg gegangen.

»Sie sind also man'n Balbier; ich meynte, Sie wären Doctor!«

Ja so! — Hm! — Ja, will ich Ihnen sagen, ich bin Doctor geworden.

„Doctor! und waren doch auch Barbier?“

Nun! Sehn Sie, will ich Ihnen das Ding erklären. Als es mit dem Gregorius nicht so recht fort wollte, hören Sie mal, ward ich Doctor in Gr—, es kostete mich zwar 'n bischen viel, denn ich mußte wiß und wahrhaft, wenn Sie's gütigst permittiren wollen, ich mußte, sage ich, für's Creiren drey blanke Louisdor zahlen.

„So? Ey, das ist viel Geld!“

Ja, und mit dem Gelde waren sie doch noch nicht zufrieden; ich sollte auch eine Dissertatschohn schreiben, sehn Sie: da gings erst hart. Holland war in Noth; was war zu thun? wie die Alten sungen, so pfiffen die Jungen, dachte ich, nahm Doctor Heisters praktisches Handbuch vor, nahm daraus denn die Proceduren in den venerischen Krankheiten, flickte noch meine Methode die Gonorhoe und das

Lues venerea zu kuriren, die, unter uns, von meinem Urgroßvater seliger noch erlernet habe, so ein berühmter Praktikus in Hirschberg gewesen, hinten an, gab einem Schüler einen Gulden, sie ins Lateinische zu übersetzen, und ließ keck Dissertatio inauguralis de morbis venereis darauf setzen. Dieses mein erstes Opus, so mir viele Arbeit und Mühe gekostet, indeme vorher nur Recipes in wenigen Zeilen verfasset, sandte dorthin. Wenige Wochen darauf bekam ein Diploma, worin zum Doctore Medicinae nec non Chirurgiae ernannt, mir auch alle mögliche Emolumenta eines harum scientiarum Doctoris ertheilet wurden. Darneben übersandte mir die dortige deutsche Gesellschaft, wegen meiner großen Verdienste um sie, und meiner vorzüglichen Kenntnisse in der deutschen Sprache, das Diploma als Ehrenmitglied, wofür ihr einen baaren Dukaton, nebst einem unschätzbaren Manuscript in deutscher Sprache, nämlich die von vielen hundert Jahren her in

unsrer Familie geschriebenen und von mir aufbehaltnen Wäsch- und Acciszettel, damit sie, nebst einem Werke von mir, welches nächstens zu Köthen im Masiussischen Verlage herauskommen soll, und den Titel führet: — Der allezeit fertige selbst lehrende Vnguenta, Emplaster, und Salbenfabrikant, ein Handbuch für alle Gregorii dieses und des vergangnen Zeitalters, ans Licht gestellet von Eberhard Valentin de la Pillule, der Arzneygelahrheit Doctor, der deutschen Gesellschaft zu Gr. Ehrenmitglied, Selbsterfinder der Universalmedizin und Entdecker aller Goldquellen — in ihrem Archive aufbewahrt werden kann.

„Aber Sie nannten sich ja de la Pillule; sind Sie denn, mit Erlaubniß, ein Franzose?“

Bewahre Gott! Nein, aber wer in H—g was verdienen will, muß sich einen französischen Namen geben.

„So, so!“ sagte meine Mutter, und verfiel in ein tiefes Nachdenken, woraus

sie erst durch das Stoßen des Wagens erweckt wurde, der bald darauf vor einem schönen großen Hause still hielt. Es war das Haus meines Vetters, und wir hatten den Ort meines künftigen Aufenthalts glücklich erreicht. Hier verabschiedete sie unsern Gefährten, schickte den Fuhrmann nach einem Wirthshause, und zog mich bey der Hand nach dem Herrn Vetter hin, der uns mit den lieben Seinigen bis in die Hausthür, wie er sagte, entgegen geeilt war, obgleich es mir vorkam, als ginge er, wie die ganze Familie, nur Schritt vor Schritt.

Sechstes Kapitel.

Empfang.

„Nu, lieber Vetter, gehn Sie nur hier hinein, zu meinen Kindern; es ist mir lieb, daß Sie so bald kommen,“ sagte mein Vetter, und ging mit meiner Mutter in ein andres Zimmer.

Da stand ich vor einer Thür und konnte mich nicht entschließen hinein zu gehn, denn der Empfang fiel mir etwas auf. Ich bin doch ein Fremder — dacht' ich, man hätte mich doch wohl mit in die Stube nehmen können. Ueberdem gab mir mein Vetter nicht einmal die Hand; dabey auch schien mir, als hätte er das Wort Lieber mit einer gewissen Miene gesagt, womit meine Mutter mir immer die Ruthe anzubieten pflegte.

Ich würde noch länger in dieser Stellung geblieben seyn, wenn ich nicht plötzlich durch den Druck einer Hand aus meinem Erstaunen erweckt worden wäre. Ich sah mich nach der Seite um, wo der Druck herkam, und erblickte einen Knaben meiner Größe, der mich freundlich anlachte und ins Zimmer hinein schob, vor dessen Thür ich bis jetzt verweilt hatte. Ich ließ ihm seinen Willen, und ehe ich's mir versah, fand ich mich vor einem Tische stehn, an dem noch zwey andere Knaben saßen, davon einer größer, der andre aber etwas

kleiner als mein Gefährte war. Beide sahn mich so groß an, wie ich sie.

„Und wen bringst du uns denn da, Wilhelm?" fragte der Aeltere.

„Je, August! es ist ja der Vetter Franz," antwortete er.

„Willkommen! willkommen!" riefen alle aus einem Athem. Ich erwiederte ihre Freude anfangs nur kalt, denn mir wollte die fatale Miene gar nicht wieder aus den Gedanken; aber bald ward ich so lustig, wie sie: wir schloßen die engste Freundschaft, so daß es mir bald vollkommen gefiel, und ich von meiner Mutter einen thränenlosen Abschied nehmen konnte.

Bald lernte ich auch meinen Vetter ganz kennen; er sah finster aus, und ward nicht leicht warm: aber er meynte es gut, und war mir mehr als Vater.

Bey allen diesen Umständen konnte ich nicht unzufrieden seyn; ich machte Fortschritte in den Wissenschaften und in allen andern Dingen, die man mich lehrte;

meine Cousins liebten mich, und ich hing fest an ihnen. Nichts, glaubte ich, könne meine Freuden stören, als dem Schicksal es einfiel, mir einen Streich zu spielen, dessen ich mich am wenigsten versah. Ich muß mir erst neue Kräfte sammlen, um in der Erzählung eines Vorfalls fortfahren zu können, bey dessen bloßem Andenken ich noch immer einen Theil der Leiden wieder fühle, die ich damals empfand. — —

Ende des ersten Buchs.

4.

Der Bettler.

Nach dem Englischen.

„Ich habe nichts, mein Freund! was ich euch geben könnte,“ — sagte ich zu einem mit Lumpen bedeckten Alten, der sich der Kutschthür bis auf einen oder zwey Schritte genähert hatte. — Es war auf meiner Reise durch Frankreich, ohnweit Amiens. — Er hielt seine rothe Mütze in der Hand und sprach nichts, aber seine Augen und seine ganze Attitüde flehten um Mitleid. Sein Hund stand neben ihm, heftete, wie sein Herr, seine Blicke unverwandt auf mich, und schien wie dieser zu bitten.

„Ich habe nichts!“ sagte ich noch einmal.

Es war eine Lüge, und verrieth Mangel an Mitgefühl. — Ich erröthete, als ich's gesagt hatte. — Aber, dacht' ich bey mir selbst, dieß Volk ist immer so zudringlich! — Indeß dieser war es nicht. — „Gott sey mit Ihnen!“ sprach er demüthig und entfernte sich!

„Ho, Holla, Ho! Halt einen Augenblick!“ Eben kam eine Berline an. Die Postknechte geriethen in Aufruhr, der Bettler und sein Hund naheten sich dem Wagen, bekamen nichts, und gingen ohne Murren wieder fort.

Ein Mann, der fühlt, daß er nicht Recht hat, sucht immer Leute zu finden, die in seinem Fall eben so handeln. Hätten die Reisenden in der Berline dem Bettler etwas gegeben, so glaub' ich, daß mich das etwas verlegen gemacht haben würde. „Allem Vermuthen nach,“ sagt' ich, „sind diese Leute weit reicher als ich;

und deswegen — Aber großer Gott! kann ihre Grausamkeit die meinige entschuldigen?“ Diese Beobachtung machte, daß ich mit mir selbst nicht mehr recht einig war. — Ich sah nach dem Bettler, als wollt' ich ihn zurück rufen. Er saß auf einer steinernen Bank am Hause, sein Hund stand vor ihm und ruhte mit seinem Kopfe auf den Knieen seines Herrn, der ihn beständig streichelte, ohne sich nach mir umzusehn.

Auf derselben Bank sah' ich auch einen Soldaten, dessen schmutzige Schuh einen Reisenden anzeigten. Er hatte seinen Tornister zwischen sich und den Bettler auf die Bank gelegt, und schien da neue Kräfte zur weitern Reise einzusammeln. Sein Hund (denn auch er hatte einen,) saß neben ihm, und warf einen stolzen Blick auf die Vorbeyreisenden; dieser zweite Hund machte mich auf den ersten aufmerksamer: er war schwarz, häßlich und hatte keine Haare mehr. Ich erstaunte, daß der Alte,

bey seiner großen Armuth, noch seinen geringen und ungewissen Unterhalt mit ihm theilte. — Doch das wechselseitige Wohlwollen in ihren Blicken machte bald meinem Erstaunen ein Ende. — »O du bist das liebenswürdigste, ehrlichste Thier von der Welt!« sagte ich bey mir selbst, »du bist ein Gefährte, ein Freund, ein Bruder des Menschen. Du allein bist ihm treu in seinem Unglück, und du allein verachtest den Armen nicht!«

Eben wurde ein Fenster in der Berline niedergelassen, und einige Ueberbleibsel kalter Küche, die die Reisenden zum Frühstück genossen hatten, aus dem Wagen geworfen — Die beiden Hunde sprangen zu. — Die Berline fuhr weg, und ihre Räder quetschten den einen; es war der Hund des Bettlers.

Das Thier stieß ein Geschrey aus; es war sein letzter. Sein Herr eilte, ihm zu helfen, Verzweifelung schien sein Herz zu ergreifen. Er weinte nicht. Ach! er

konnte nicht weinen. — „Guter Mann,“ rief ich. — Er sah ängstlich umher. Ich warf ihm eine Krone zu. — Er ließ sie bey sich niederfallen, als wäre sie seiner Aufmerksamkeit unwerth. — Er dankte mir nur durch Kopfnicken und nahm seinen Hund in die Arme.

„Mein Freund,“ sagte der Soldat, indem er seine Hand mit dem Fünfschillingsstück ausstreckte, das er aufgenommen hatte; „der gute englische Lord da giebt Euch dieß Geld. — Er ist sehr glücklich; er ist reich, aber das kann nicht Jeder seyn. — Ich habe nur einen Hund, Ihr habt Euren verloren. — Meiner steht zu Euren Diensten.“ Sogleich band er um den Hals seines Hundes einen schmalen Strick, gab ihn dem Alten in die Hand und ging fort.

„O Monsieur le Soldat!“ rief der gute Alte auf seinen Knieen, und streckte seine Hände nach ihm aus. — Der Sol-

dat

dat eilte weiter, und ließ den Bettler in seiner dankbaren Extase zurück.

Aber seine Segnungen — und die meinigen werden ihm folgen, wohin er auch geht. — — — »Edle, großmüthige Seele,« rief ich aus, »was bin ich, wenn ich mit d i r mich vergleiche? Ich gab diesem unglücklichen Manne Geld, du aber ersetztest ihm einen Freund!« — — —

5.

Emil und Placita.

Erzählung von Chavigny.

(Aufgenommen im 4ten Stück der Olla potrida von 1786. S. 122 bis 130.)

Kaum war Wallenstein ermordet, als sein Bruder sich nach Venedig begab, um dort seinen Gram zu vertreiben. Der Graf von Romfeld heirathete daselbst die Baronessinn von Sovano, die jeder fürs achte Wunderwerk der Welt hielt, weil sie verschiedene orientalische Sprachen redete. Kaum waren die Flitterwochen vorbey, die nach Aussage aller Vernünftigen acht Wochen dauern, als Held Romfeld der Liebe die Ehre vorzog und in den Türkenkrieg eilte. Man kannte die Tapferkeit des Grafen al-

ler Orten, deswegen wurde er nach Candia als General-Lieutenant geschickt. Obgleich die Baronessinn ihren Gemahl gern noch einige Zeit bey sich behalten hätte, so gab sie doch endlich seinen Vorstellungen nach. Doch kaum war er auf dem Schiffe, als sie ihn durch ein zärtliches Billet zur Rückkehr zu bewegen suchte; eben erhielt's Romfeld, als die Anker gelichtet wurden. Sie erhielt dagegen neue Versicherungen seiner Treue, und auch davon, daß ihm Ehre und Gewissen die Rückkehr verböten.

Dieser Brief konnte die Gräfinn nicht trösten; tödtende Unruhen quälten sie, als sie sich ihren Romfeld im Handgemenge mit dem Feinde dachte. Ganze Tage brachte sie mit Wehklagen im Kabinette zu, und wenn Etikette sie nöthigte, Besuche zu geben oder anzunehmen, verbreitete sie allenthalben Jammer und Herzleid. Um Neuigkeiten von ihrem Gemahl zu erfahren, hielt sie alle Zeitungen mit, und trat in alle Lesegesellschaften, wo politische Journale die Nachricht von einem harten Tref-

sen ihr mitbrachten, wobey ihr Gemahl mit befindlich gewesen war, und wovon man erst im folgenden Monat Nachricht haben sollte. Um wie viel verstärkte sie nun ihre Trauer! Ganz war sie der Pendant von Friederiken von Burgheim, als diese ihren Griffberg betrauerte. Und während, daß jedermann sie zu trösten suchte, hatte sie einen schweren Traum, der sie vom Unglück ihres Gemahls völlig gewisser machte. Sie erzählte ihn der Signora Dosilia, ihrer Kammerfrau: diese suchte den Traum günstig auszulegen, aber vergebens.

»Es kam mir vor,« sagte sie, »daß mein lieber Romfeld im Arm der Ehre so ausgestreckt lag, als die geschickte Hand des Künstlers es zuweilen mit den Meisterstücken en basrelief vorstellt, und daß der Ruf, von der Tugend begleitet, sagte: Nun sind alle große Männer dahin!«

Indessen trug sich in Candien etwas zu, das diesem Traume ähnelte. Der Graf hatte eine Schlacht geliefert, wo er sich als

erfahrner General und als guter Soldat gezeigt hatte. Er hatte seinen Posten beständig behauptet, bis das feindliche Heer, durch sechs bis sieben Bataillons verstärkt, ihm am Menge weit überlegen war. Doch verkaufte er ihnen den Sieg theuer. Er verlor sich unter der Menge, wo er verwundet wurde und viel Blut vergoß.

In der Verwirrung wurde er geplündert, und blieb für todt auf dem Schlachtfelde liegen, das die Seinigen bald räumen mußten. Als man hernach die Todten untersuchte und noch Leben bey dem Grafen fand, wurde er zum Kriegsgefangenen gemacht.

Um sich nicht ein härteres Schicksal zu bereiten, gab er sich einen fremden Namen. Er wurde also in Fesseln gelegt, als Sklave betrachtet und nach Konstantinopel gebracht, wo man ihn wohlfeil verkaufte. Sein Stillschweigen, und daß man ihn nicht unter den Seinigen fand, machte, daß seine Familie ihn für todt hielt. Meine Leser verzeihen mir, wenn ich den Schmerz der Gräfinn nicht schildere; nur so viel melde ich,

daß blos (ihr Gemahl hatte sie schwanger verlassen) ein junger Sohn, durch seine große Aehnlichkeit mit seinem Vater, sie zu trösten vermochte, dem man in der Taufe den Namen Emil beylegte.

Wer zu wissen verlangt, wem Emil anvertraut wurde, dem dienet hiemit zur Nachricht, daß zuerst Donna Baurieuf, und hernach der berühmte Signore Sanluca seine Schritte leiteten.

Unter einer so guten Aufsicht gedieh der junge Romfeld vorzüglich. Auch lobten ihn seine Lehrmeister beständig wegen seines Fleißes und seiner übrigen Aufführung. Kurz, das damalige Ideal eines vollkommenen Edelmanns in Italien, war Emil von Romfeld. Unter alle diese Vollkommenheiten gehört aber in Venedig auch das, ein Liebchen zu besitzen. Er war deswegen auch lange Ursache einer Furcht und Hoffnung bey allen italienischen Donna's. Jedes Himmelwasser- und lasurblaue Auge schmachtete nach einem verliebten Blick vom Grafen Romfeld. Doch leer von aller Liebe

blieb er, bis einst in einer Aßamblee Donna Placita Ricciorano seine Augen auf sich zog; dieß war die Tochter eines sehr angesehenen Nobile Venetiano. Viele buhlten um sie; unter andern machte auch damals Marchese Pisani, die beste Parthie. Aber kalt blieb die Donna bey allen diesen Gesellschaften. Emilen allein wallte ihr Herz entgegen; die erste Zusammenkunft kettete sie an einander.

Pisani's Vormund erfuhr kaum, daß Graf Romfeld oft Placiten sehe, als er, aus Liebe zu seinem Neffen, den alten Ricciorano bat, diesem den Besuch bey seiner Tochter zu gestatten. Der Nobile that's; aber Pisani, als Neuling in der Liebe, war so blöde, daß Placita, statt ihn zu schätzen, seiner spottete, um so mehr, da sie erfuhr, daß man ihn allenthalben, seiner Dummheit wegen, verachtete.

Auf Anrathen des Vormunds mußte Pisani einige Zeit seine Besuche einstellen, bis Emil, von dessen vorhabender Reise man stark sprach, abgereist wäre.

Nachdem Emil von der Geliebten und seiner Mutter den zärtlichsten Abschied genommen hatte, reiste er nach Konstantinopel.

Der alte Signore Ricciorano erfuhr vom Vormunde des Pisani Placita's Betragen gegen diesen stummen Liebhaber; dieß kränkte ihn so sehr, daß er ihr auflegte, entweder diesen Marchese zu nehmen, oder alles von seinem Zorn zu befürchten. Vergebens klagte Placita; ihr Vater hörte nicht darauf, sondern rieth ihr, es recht zu überlegen. Sie begab sich in ihr Closet, um da recht auszuweinen. Ein Brief mit freudigen Nachrichten von Emil, den ihr Signora Dosilia brachte, tröstete sie; sie las ihn Belisen, ihrer Kammerfrau, vor, die ihr den Rath gab, Emilen eiligst zu sich einzuladen, und unterdessen den Marchese mit Hoffnungen zu unterhalten.

Der Vormund lobte den alten Ricciorano wegen seines Verfahrens bey seiner Tochter, und stellte seinen Vetter Placita'n vor. Diese befolgte Belisens Rath, und

Pisani, dadurch kühn gemacht, ward auch dreister. Er machte Verse, Liebesbriefe, und . . . Doch dieß ließ sich Placita nicht gefallen, sie stieß ihren Liebhaber unwillig zurück und verbot ihm, sie ferner zu besuchen. Ihr Vater, hierüber sehr aufgebracht, verlangte, daß in drey Tagen das Beylager mit Pisani'n gehalten werden sollte.

In dieser Lage ging Placita zur Gräfinn Romfeld, um Trost zu hohlen. Auch fand ihr Geist welchen, aber leider! ihre Liebe nicht; doch auch diese erhielt ihn, indem Belise und Dosilia ihr den Vorschlag thaten, sich vom Cicisbeo der Gräfinn Romfeld nach Konstantinopel zu ihrem Geliebten bringen zu lassen. Der Edelmann willigte aus Liebe gegen den Grafen Emil gleich ein, und versprach alles zur Flucht bereit zu halten.

Wenn Liebe nicht alle Hindernisse, Felsen wie Sandkörner, überschritte, so möchte dieser Vorschlag wohl schwer auszuführen gewesen seyn. Denn Placita durfte nicht

immer ausgehn, und alle Visiten aus dem Romfeldschen Hause waren verdächtig, weil Ricciorano endlich die Neigung seiner Tochter für Emil gemerkt hatte, aber nur aus Eigensinn mißbilligte. Man wählte zu diesem Vorhaben ein Mädchen von Placita's Statur, die ein Paket mit bürgerlicher Kleidung mitbringen mußte. Sie kam in Placita's Kammer; hier kleideten sich beide um; Placita ging um drey Uhr Nachmittags in der bürgerlichen Kleidung fort, und die falsche Placita legte sich auf ein Sopha mit dem Gesichte gegen die Wand, als wenn sie schliefe. So fand sie Pisani, und entfernte sich, um sie nicht zu stören. Denselben Abend, eine Stunde vor dem Essen, zog dieß Mädchen andere Kleider an, und wurde von Belisen begleitet, die immer ausgehen durfte.

Wie sehr erschrack man, als Placita vermißt wurde; schon den Abend, da sie nicht zu Tische kam, war alles traurig. Aber als sie auch des Abends nicht wieder zu Hause war, wurde dem Vater sehr bange;

er ging in ihr Closet, und fand einen Brief des Inhalts: daß sie aus Liebe zu Emilen geflüchtet sey. Der Marchese Pisani erhielt in einem andern Briefe seinen völligen Abschied.

Kaum hatte Ricciorano diese Briefe gelesen, als er bey der Gräfinn Romfeld nach Placiten fragen ließ: aber sie konnte sich füglich mit der Unwissenheit entschuldigen; denn ihr war das Geheimniß nicht anvertraut. Nun reute es den Nobile sehr, daß er seine Tochter zur Liebe hatte zwingen wollen; aber Reue nach der That kömmt, wie wir wissen, immer zu spät. Er machte die Sache bekannt, versprach demjenigen Belohnungen, der seine Tochter zurück brächte, ließ den Hafen besetzen, und alle Schiffe beschlagen; aber alle seine Bemühungen schlugen ihm sowohl, als dem Vormunde und Pisani'n fehl, die auf den Landstraßen die Flüchtigen verfolgten. Sie trafen sie wohl an; aber da sie gute Bedeckung bey sich hatten, so entwischten sie ihren Händen.

Die Flüchtigen hatten sich vorgenommen, in einem andern Hafen ein Schiff zu besteigen. Bey dieser Reise dahin stießen sie einmal unverhofft auf den Vormund und Pisani'n, letzterer aber wurde, da er seine Geliebte zurück holen wollte, so verwundet, daß der Vormund eiligst mit ihm zurück reiten mußte. Hernach wurden sie von vier Pisanischen Bedienten angerannt, die aber ruhig ihren Marsch fortsetzten, ohne etwas weiter zu unternehmen, weil sie wegen ihres Herrn in Sorgen waren. Placita reiste indeß mit ihrem Begleiter nach Viglio zu, wo sie sich auf ein nach Candien segelfertiges Schiff setzten. Unterweges aber fiel eine so große Windstille ein, daß sie nur langsam weiter konnten.

Indeß begab sich Signore Ricciorano zur Gräfinn Romfeld, um von ihr den Aufenthalt ihres Sohns zu erfahren; denn ich weiß, gnädige Frau, setzte er hinzu, daß sich meine Tochter in seine Arme werfen will. — »Jetzt, Signore, ist er in Konstantinopel, und wenn Ihre Muthmaßung

gegründet ist, so können Sie ganz ruhig seyn, denn mein Emil wird gewiß nie anders, als wie ein Mann von Ehre handeln.« — Sie setzte noch so viel Trostgründe hinzu, daß der Nobile, davon überzeugt, mit ruhigerm Gemüthe nach Hause ging, als er gekommen war.

Indeß kam Emil in Venedig an, um seine Placita zu befreyen, reiste aber gleich wieder nach Konstantinopel ab, um ihrer daselbst zu erwarten. Hier ward er schwer krank, welches von den großen Reisestrapazen herrührte. Und eben hatten ihm die Aerzte das Leben abgesprochen, als seine Placita herein trat, die ihn durch ihre Ankunft so erfreute, daß er in kurzer Zeit wieder hergestellt wurde, und mit ihr die Landluft um Konstantinopel genießen konnte. Bey einer dieser Wanderungen trafen sie einen Sklaven an, dessen äußeres edles Ansehn sie ungemein rührte. Sie ließen sich mit ihm ins Gespräch ein, und Emil erfuhr zu seiner größten Freude, daß er seinen Vater angetroffen habe.

Tag und Nacht dachte er nun darauf, ihn zu retten. Er ging zum Baßa, fragte nach der Ranzion; aber diese überstieg sein Vermögen. Sie betrug 500000 Livres. Es fiel ihm ein andrer Anschlag ein; er bestach den Aufseher, dieser ließ Romfelden, weit von den andern Sklaven entfernt, arbeiten, und brachte ihm eine kleine Feile, durch deren Hülfe sich der Graf von seinen Fesseln befreyte und glücklich nebst seinen Sohn und Placiten nach Venedig entkam. Hier sah der Graf seine darauf vorbereitete Gemahlinn nach einer fünf und zwanzig jährigen Trennung glücklich wieder.

In Venedig mußte Placita ihren Namen in Octavia verändern und sich in ein Wirthshaus einmiethen.

Kaum hatte der Nobile Emil's Rückkunft erfahren, als er sich nach seiner Tochter erkundigte, weil er an ihrer Mitkunft nicht zweifelte. Aber Emil verständigte ihn, daß sie sich in Konstantinopel befände, wo sie die Verzeihung ihres Vaters erwartete. Ricciorano schien's zu glauben, und über-

lieferte Emilen einen zärtlichen Brief. Emil versprach, ihn richtig zu besorgen, und der Nobile ging nach Hause, um Spionen auszuschicken, die Emil's Besuche bey Octavien auskundschafteten, aber nur erfuhren, daß die Dame, bey der er sie ablegte, eine Römerinn sey und Donna Octavia heiße.

Was diese Spione nicht konnten, vermogte Pisani, der, von seinem Vormunde verkleidet, abgeschickt wurde. Octavia und er erkannten sich sogleich, aber jeder verschieden. Er, mit aller Zärtlichkeit eines treuen Liebhabers, Sie sehr kalt, so daß Pisani sehr unbefriedigt sich weg begab.

Kaum hatte der Marchese seine Kleider gewechselt, als er zu Ricciorano'n flog, der sogleich die nöthigen Anstalten machte, seine Tochter zu entführen. Emil führte Octavien, gleich da Pisani weg war, auf ein entlegenes Dorf.

Eine halbe Stunde hernach kamen Ricciorano's Abgeordnete, um Octavien zu entführen, sie kamen aber zu spät. Bald darauf sahe auch Ricciorano ein, daß Emil

seine Tochter verdiene. Er ließ deswegen den Contract und seine Einwilligung dem Grafen einhändigen. Noch aber gestand dieser nicht Placitens Rückkehr. Pisani, den seine Freunde zur Rache aufmunterten, war ihm furchtbar; endlich aber schwand auch diese Furcht, da Pisani sich mit ihm aussöhnte. Wenige Tage nachher ging die Hochzeit vor sich. Doch kaum hatten sich die Gäste zur Tafel gesetzt, als Emil rücklings zu Boden fiel: man glaubte, daß dieß von Pisani durch Gift bewirkt wäre, und es war nur allzu wahr. Er fiel in eine Lethargie, so daß man ihn für todt hielt. Octaviens Lage denkt man sich leicht. — Pracht und Luxus boten alle ihre Kräfte auf, Emil's Leichenbegängniß zu verherrlichen. Kaum hatte Pisani dieß erfahren, als er seine vorigen Besuche wiederholte. — Indeß kam Emil's Kammerdiener zu Hause, der zuerst bey Octavien den Zweifel erregte, ob wohl nicht Emil einen Anfall von Lethargie hätte. Voller Freude über diesen Gedanken, ließ Octavie ihres Mannes Grab öfnen. Der

Kör-

Körper war noch ohne Schein der Verwesung, und nach einigen Stunden kehrte er ins Leben zurück. Indessen hatte Pisani's Familie alles angewandt, Ricciorano'n vortheilhafte Gesinnungen gegen denselben beyzubringen. Beynahe hätte sich Ricciorano auch bewegen lassen; aber er hätte es sich selbst nicht vergeben können, ein so zärtliches Paar zu trennen. Sobald Emil gesund war, eilte er zu seiner Gemahlinn, die nun wieder Geliebte geworden war, um bey ihr lebenslang glücklich zu seyn.

(Die vorstehende Erzählung ist ein Auszug aus einem französischen Roman von Chavigny, der, wenn ich nicht irre, (denn jetzt ist er mir nicht zur Hand,) den Titel les forces d'amour führt. Mehr als einen Auszug vertrug dieser Roman nicht, und ob er diesen vertrug, darüber entscheide der Leser.)

Rhapsodien.

1.

Ueber Aufklärung.

Jedermann spricht jetzt über Aufklärung, und doch steigt mir fast bey jedem, den ich davon sprechen höre, der Zweifel auf, ihm sey Aufklärung so fremd, wie vielen unserer Romanschriftsteller interessante Schilderungen. Es ist weit mit ihr gekommen: Wenn das die ächte Aufklärung ist, die jeder Narr im Munde führt, der etwas mehr, als das A B C kennt, so ist es wahrhaftig Zeit, sich nachgerade ihres Besitzes zu schämen, damit man nicht zu dem Orden solcher Leutchen gerechnet wird, die man zwar verachtet, aber doch nicht beleidigen mag, weil mancher noch

schwachsinnig genug ist, zu glauben, daß sie Kopf haben, ja wohl oft jedes ihrer Worte für abgewogen hält. —

Mancher hält sich schon für sehr aufgeklärt, wenn er nur keinen Teufel mehr glaubt; und träumt sich ein Genie der ersten Größe zu seyn, wenn er, wie die Kammerjungfer in Lichtenbergs *) Orbis pictus, wenigstens so lange es nicht donnert keinen Gott glaubt, und nur mit genauer Noth noch so viel Verstand besitzt, daß er nicht noch alle Morgen Gott auf den Knieen für die Gnade dankt, daß er einen Atheisten aus ihm machte. So armselig es wäre, das Widersinnig-Lächerliche einer solchen Aufklärung weitläuftig beweisen zu wollen, so nöthig scheint es mir doch zu seyn, einmal ein paar Worte davon zu reden. Nicht als wollte ich den orthodoxen Vertheidiger verschiedener Religionslehren spielen; ach

*) Götting. Magaz. von Lichtenberg und Forster: 4ter Jahrg. 1stes St. S. 17[illegible].

nein! ich weiß, daß es Unsinn ist, über Dinge zu zanken, die man nicht vollkommen entscheiden kann. Jeder vernünftige Mann weiß ohnedem, was er zu thun und zu lassen, zu glauben und nicht zu glauben hat, und Thoren bekehren zu wollen, fällt mir nicht im Traum ein. Ich weiß zu gut, daß jeder Versuch dieser Art nur Zeitverlust ist.

Menschen, die solche sonderbare Ideen von Aufklärung hegen, haben sie größtentheils aus Nachbeterey angenommen. Es ist so eine hübsche Sache um die Gelehrsamkeit, und doch ist es so schwer, sich wahre Gelehrsamkeit zu erwerben. Was sollen nun die Trägen und Einfältigen unter dem Volke beginnen, um für Gelehrte gehalten zu werden? Sie müssen nothwendig Leuten nachahmen, die den Ruf der Gelehrsamkeit besitzen, und dann wird es wohl nicht anders kommen können, als daß Leute, die so gern gelehrt scheinen möchten, und deren gesunde Vernunft und

Beurtheilungskraft, durch Vernachläßigung, oder auch von Natur schon völlig brach liegt, statt des Kerns, wie Bürger sagt, die Schaale ergreifen, die Mängel ihrer Urbilder, statt ihrer Vorzüge nachäffen, die freylich am leichtesten sich nachäffen lassen. Aber sie haben nicht bedacht, daß man Mängel eines Genies bey andern gegründeten Vorzügen leicht übersieht, daß aber diese Mängel bey Leuten, die durchaus keine Vorzüge besitzen, so grell in die Augen fallen, daß schwerlich ein Vernünftiger, und wär er noch so duldsam, die Lächerlichkeit dieser Mängel an ihnen nicht bemerkt, und daß der Satyriker ihnen das bekannte Sprüchelchen Aviens vorhalten wird:

Forsitan ignotos mutato murmure fallis,
At mihi, qui quondam, semper Asellus eris. —

Wie lächerlich ist es daher nicht, wenn man glaubt, man sey ein zweiter Voltaire, wenn man einige auswendig gelernte

Stellen aus seinen Schriften herplappert, und wie verächtlich macht man sich nicht, wenn man diese Sätze als Evangelien glaubt, ohne sie mit Gründen vertheidigen zu können! Gesetzt, man genösse auch dafür das Vergnügen, von einigen noch kurzsichtigern Leuten, als man selbst ist, bewundert zu werden; gesetzt, man genösse die Freude, einige Schwache der Gegenparthey durch diese armseligen Sätze zum Schweigen zu bringen: könnte dieß alles, selbst wenn man wohl noch gar auf dieser schlüpfrigen Bahn sich Nachahmer schaffte, für die Verachtung der Vernünftigen der Nation uns entschädigen? — Ich glaube, nein! Es ist immer besser, von Schwachsinnigen für einen mittelmäßigen Kopf gehalten zu werden, und seinen eignen Weg für sich zu wandeln, als den Ruhm eines Kraftgenies einzuärnten, und auf einem vertretenen Wege einher zu gehn, den die Edeln im Volk mit Verachtung meiden, und den wahrhaft Gelehr-

ten bedauern, der es sich einfallen ließ, diesen Weg zuerst zu betreten, seine kurzsichtigen Nachfolger aber mit Recht für wahnsinnige Müßiggänger halten.

Der wahrhaft Aufgeklärte bedarf nicht eines so niedrigen Behelfs, er hat höhere Zwecke, die einst ungezweifelt ihn zur wahren Ehre, wenn gleich spät oder erst bey der Nachwelt, hinführen müssen. Das Glück seiner Nation zu befördern, Nothleidende zu trösten, Dürftigen und Schwachen beyzuspringen, dahin zielt alles ab, was er unternimmt, deswegen erwirbt er sich Kenntnisse, deswegen ist er kühn genug, alles zu wagen. Wehe dem, der die Aufklärung in andern Nebendingen sucht! Verachtung der Edlen, Spott seiner Mitgesellen und nagende Gewissensbisse sind einst die gewissen Folgen seiner strafbaren Kurzsichtigkeit. — —

2.

Welche Personen darf der dramatische Dichter auf die Bühne bringen?

Alle, glaube ich. Alle? wird mancher Recensent fragen. Ja, wenn er seinen Zweck, warum er schreibt, erfüllen will. Wenn wir anders den verschiedenen Dramaturgen glauben wollen, so ist dieser Zweck zu bessern, und zwar unbedingt zu bessern, ohne zu fragen: wer ist der Fehlende, und was ist sein Stand? Selbst mit den strengsten Grundsätzen der Moral harmonirt das, und muß mit ihr harmoniren, sonst wäre sie keine Moral für Menschen. —

Aber, wird man fragen, auf die Art müßte man ja viele Personen aufs Theater bringen, deren Name schon allein den Tugendhaften ärgert, deren Handlungen den Schwachen verführen können? Daran zweifle ich sehr. Wo ist der Mann, der so tugendhaft sich wähnt, der irgend einem Laster schon so sehr entgangen ist, daß schon dessen Benennung, dessen Schilderung schon ihn ärgert? Er trete vor und werfe den ersten Stein auf den Gegenstand seiner Verachtung. Aber ehe er zuwirft, greife er in seinen Busen und prüfe sich selbst. Fühlt er sich dann völlig rein von diesem, ihm so verächtlichen Fehler, hatte er nie auch nur die geringste Neigung dazu, wohl, so mag er werfen. Aber, er wird, geht er anders ehrlich zu Werke, das bin ich gewiß, ehe den Stein wieder sanft hinlegen, wo er ihn hernahm, als fortschleudern. Wer durch die Vorstellung solcher, allgemein für fehlerhaft gehaltener Dinge verführt, werden kann, der wür-

de, säh er auch lauter Tugendbilder, dennoch Laster begehn, in einer trüben Stunde, wo das Fleisch über seinen Geist Herr würde. Wer übrigens an Kopf und Herz so verwahrlost ist, für den wäre es besser, wie Asmus sagt, den Meerrettig zu reiben, als Bücher zu lesen, und ins Schauspiel zu gehn.

Wie weit übrigens Dichter in Schilderung lasterhafter Charaktere gehen können, was sie schildern dürfen, und was sie weglassen müssen, wie sie bey allen solchen Schilderungen zu verfahren haben, das sagt den edlern unter ihnen ihr Gefühl, den Andern selbst kein Foliant. Und so schließe ich mit den Worten Gozzi's, die ich auf diesen Aufsatz meine Leser anzuwenden bitte.

„Non penserò mai di essere compreso nel numero de' seminatori d'una insana morale, nè mi degnerò di so-

spettarlo. Io non ho che divertito i miei nazionali in Teatro con delle opere innocenti, sostenendo il mirabile, passione indivisibile dall' umanità, colla forte, e modesta passione di circostanza, vestita di quella eloquenza pittrice, che a me fu possibile, ma nulla certamente dannosa; colla imitazione della natura tuttochè ciò non si voglia; con devoli faceti di fantasia, e con un' austera morale spesso allegorica. Fui censurato più d'una troppo rigida morale, che di lubricita. Ecco un saggio delle mie massime generali, e del mio ragionare dinanzi a' popoli intorno all educazione."

Meine Leser werden diese Stelle leicht verstehen, oder können sie sich übersetzen

lassen. Für Leserinnen, wenn ich ja welche bekommen sollte, hat sie kein Interesse, deswegen eben lasse ich sie unübersetzt: Sie steht im ersten Theil der Opere di Carlo Gozzi, in Venezia. 1772. 8vo. S. 25.

Ende.

Inhalt.

I.

Dramen.

Ein Prophet gilt nirgends weniger als in seinem Vaterlande; Posse, in Einem Akte. S. 11
Attilius Regulus; ein Drama in drey Aufzügen. 47
Der Jockey; ein Lustspiel in zwey Akten. 113

II.

Kleine Romane.

Der verheirathete Todte. 186
Die Leiden einer Pächterfamilie. 201

Franz; Erstes Buch. S. 209
Der Bettler. 236
Emil und Placita. 242

III.

Prosaische Rhapsodien.

Ueber Aufklärung. 258
Welche Personen darf der dramatische Dichter auf die Bühne bringen? 264

Nachricht.

Hamburg beym Verfasser und Leipzig in Commißion der Dykischen Buchhandlung erscheint zur Ostermesse 1790.

Johann Christian Brandes sämtliche dramatische Schriften, 1ster bis 4ter Band. 8. 4 Rthlr.

Die darin befindlichen vorher ungedruckten Stücke einzeln:

Alderson, *) Erster, Zweyter, Dritter Theil. 1 Rthlr. 4 Gr.

Constanzie von Detmold. 7 Gr.

*) Diese drey fortlaufende Stücke machen Ein Ganzes. Der Stoff ist aus dem Roman Miß Sara Salisbury, nach der Frau Riccoboni von Anton-Wall, gezogen. Der Preiß dieses Romans ist 1 Rthlr. 8 Gr.

Rahel, oder die schöne Jüdinn, Trauerspiel. 6 Gr.

Der Hochzeittag, oder: Ist's ein Mann oder ein Mädchen? 8 Gr.

Der Landesvater. 8 Gr.

Verbeßerte und umgearbeitete Stücke:

Der geadelte Kaufmann. Vorher in drey, jetzt in fünf Akten. 8 Gr.

Der liebreiche Ehemann, oder: der Schein betrügt. 7 Gr.

Olivie, Trauerspiel. 7 Gr.

Graf von Olsbach. 8 Gr.

Ariadne auf Naxos, Melodrama. 2 Gr.

Jedem Bande ist eine Abhandlung vorgesetzt.

2 3. 3. 82

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meyer, Friedrich Albrecht Anton,

Dramen, kleine Romane und prosaische Rhapsodien Ein Beytrag zu den Unterhaltungen für die Lesewelt

Leipzig 1790

Coburg, Landesbibliothek -- C III 11

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11920432-3